

**Rolf  
Scheffbuch**

**Ökumene  
contra  
Mission?**



**TELOS  
Bücher**





Rolf Scheffbuch

Ökumene contra  
Mission?



Hänssler-Verlag  
Neuhausen-Stuttgart

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der  
TELOS-Verlagsgruppe.  
TELOS-Taschenbücher und TELOS-Paperback-Ausgaben  
sind „zielbewußt“, wegweisend und biblisch orientiert.  
TELOS-Bücher können Sie unbedenklich weitergeben, sie  
wurden verantwortlich ausgewählt.

ISBN 3 7751 0136 5

1. Auflage

© 1974 by Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart

TELOS-Taschenbuch Nr. 64

Herstellung: St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt

763 Lahr-Dinglingen

Printed in Germany 13213/1974

# Inhalt

(Vorspruch Newbigini)	6
Ökumene contra Mission?	7
Kritik an der Ökumene?	11
Die Krise der Ökumene	14
Der Schock von Bangkok	27
Verleugnung des Evangeliums	42
Von Bangkok nach Djakarta	51
Mission — ein Muß	60
Menschen müssen leben	79
Das Beste weitergeben	80

— Den Brüdern und Lehrern  
Pfarrer Fritz Grünzweig  
Korntal  
und  
Studienleiter Dekan Walter Tlach  
Tübingen  
in Dankbarkeit —

„Keine Bewegung, die sich nicht dafür einsetzt, daß das Evangelium in die ganze Welt getragen wird, und die nicht selbst an dieser Aufgabe mitwirkt, kann sich mit Recht ökumenisch nennen.“

*Bischof Leslie Newbigin, Generalsekretär des Internationalen Missionsrates, anlässlich der 1961 in Neu-Delhi erfolgten Verschmelzung von Internationalem Missionsrat und Ökumenischem Rat.*

*(Neu-Delhi 1961, Dokumentarbericht, Stuttgart 1962, S. 541)*

## Ökumene contra Mission?

Zugegeben: Es klingt absurd, daß die Ökumene gegen die Mission sein könnte. Der Internationale Missionsrat und die erste Weltmissionskonferenz Edinburgh 1910 waren doch der Mutterboden für die Entwicklung der ökumenischen Bewegung in den Kirchen. In Edinburgh hatte John Mott die nebeneinander und oft genug auch gegeneinander arbeitenden Missionsgesellschaften immer wieder daran erinnert: „Wir alle haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt, eine gemeinsame Basis, nämlich den Missionsbefehl Jesu. Und es gibt ein einziges Ziel für uns alle. Wir sollen doch nicht Baptisten und Presbyterianer und Methodisten in der weiten Welt machen, sondern Nachfolger Jesu.“ So schlicht und missionsgemäß hatte John Mott den Ruf zur Einheit formuliert. Und so überzeugend war das geschehen, daß der Funke von der ersten Weltmissionskonferenz Edinburgh übersprang in den Bereich der Kirchen. Auch Kirchen haben ja eine gemeinsame Basis und ein sie alle verbindendes Ziel. Der Weltrat der Kirchen ist ein Kind der Weltmissionsbewegung. Wie sollte sich dies herangewachsene Kind gegen seine Mutter wenden können?!

Wie sollte das möglich sein, da von allen Anfängen bis heute Schlüsselfiguren der Ökumene Männer waren, die ihr Herz an die Mission verloren hatten oder von der Mission geprägt waren?! Man denke doch nur etwa an den gegenwärtigen Generalsekretär des Weltrates der Kirchen Philip A. Potter. Will man ihm unterstellen, daß er je einmal gegen Mission sein könnte, er,

der in der World Student Christian Federation groß geworden ist, in der Bewegung also, aus der die meisten Missionare der Christenheit kamen? Schämt man sich nicht, diesen Gedanken „Ökumene contra Mission“ auch nur einen Augenblick länger als nötig zu denken, wenn man sich klarmacht, daß Philip Potter nicht nur Missionsinspektor der Methodisten, sondern auch Leiter der Abteilung für Weltmission und Evangelisation in Genf war?

Wie gesagt: Es klingt abstrus, unvernünftig, unvorstellbar. Und doch muß diese Frage gestellt werden. Denn immer mehr Äußerungen und Entscheidungen aus Richtung Genf nötigen dazu, diese Frage zu stellen.

Es könnte ja sein, daß die Zentrale des Weltkirchenrates und ihre Organe von ihrer Generalstabsebene aus klarer als „wir vom Fußvolk“ sehen, daß überprüft werden muß, ob man heute und in Zukunft noch so Mission treiben kann, wie man das bisher getan hat.

Zu solch kritischer Überprüfung der Mission könnten drei Überlegungen veranlassen, die sich auch immer wieder bei Verantwortlichen der Ökumene finden:

Zuerst ist einfach festzuhalten, daß die überwiegende Zahl der heute lebenden Menschen — ob Christen oder Nichtchristen, ist gleichgültig — keinerlei Verständnis und keinerlei Sympathie für den christlichen Eifer hat, Nichtglaubende oder Andersgläubige zu Jesus zu bekehren. Dialog — „ja“. Auch „ja“ zu einem Dialog, der dann und wann darin ausmünden kann, daß sich ein Dialogpartner von den Argumenten des Christentums überzeugen läßt. Aber „nein“ zu einem von Anfang an auf Gewinnung des anderen ausgerichteten Gespräch.

So denkt die Mehrzahl der heute lebenden Menschen. Sollte man das nicht einfach ernster als bisher nehmen und darum auch die Missionspraxis überprüfen?

Dann ist da als zweites die Feststellung, daß unsere Welt so sehr wie selten zuvor nach Menschlichkeit verlangt. Wir sind umgeben von einem großen Hunger nach Menschlichkeit. Und jede Bewegung, die es heute in der Welt zu etwas bringen will, wird daran geprüft werden, ob sie etwas für den Menschen fertigbringt. Auch die christliche Mission wird befragt, ob sie denn wirklich Menschen verändert hat. Und da kann der Zweifel über ernsthafte Leute kommen. „Ich komme jetzt und heute nicht um die Frage herum, wie ich angesichts der Veränderung von etwa 800 Millionen Chinesen (von Ausnahmen und Einschränkungen weiß ich auch) und mithin einem Drittel der Menschheit den Prozeß der Bekehrung definieren und also christliche Mission verstehen soll“, sagt Professor Dr. Hans Jochen Margull, der führende deutsche Missionsmann. Wenn Mao doch im Blick auf Menschlichkeit mehr hinbringt als wir Christen, was soll dann unsere ganze Bekehrungspredigt? Das ist die Frage, die viele Verantwortliche der Ökumene heute zum Umdenken in Sachen Mission zu nötigen scheint.

Als drittes ist die Überlegung zu nennen, daß unsere Welt todsicher sich selbst in die Luft sprengt, wenn nicht sofort alle Menschen guten Willens zusammenstehen in der Schaffung einer gerechten und friedlichen Weltgemeinschaft. Die Genfer Ökumene hat in Verlautbarungen sich klar zu diesem Ziel bekannt. In diesem großen Zusammenhang ist zu überlegen, ob man mit dem Bekehrungseifer nicht solche Leute vor den Kopf stößt, die man als Mitarbeiter beim „Aufbau einer Weltgemein-

schaft“ brauchen könnte, — ob man diesen „Aufbau einer Weltgemeinschaft“ durch parallele Bekehrungspredigt nicht in den Verdacht eines taktischen Welt-Christianisierungs-Manövers bringt, — und ob man durch die Missionspredigt nicht Kräfte verpuffen läßt, die für größere Ziele wichtiger gebraucht würden. Kann es denn ein Gott wohlgefälligeres Werk geben als die Schaffung einer heilen Welt?

Diese drei Gesichtspunkte sollen hier genannt werden, damit von vornherein eindeutig ist, daß eine sich von der bisherigen Mission lösende Ökumene auch ihre Argumente hat. Diese Gesichtspunkte könnten sogar zu der Frage nötigen: Muß nicht eine gewissenhaft arbeitende Ökumene die bisherige Mission liquidieren?

## Kritik an der Ökumene?

An der ökumenischen Bewegung wird Kritik geäußert, seitdem es sie gibt. Es wurde kritisiert, daß sich die ganze Arbeit nur auf Generalstabsebene abspiele. Es wurde kritisiert, daß auf den Tagungen Zentner von Resolutionen erarbeitet würden, die wirkungslos verpuffen. Und es wurde von den Gegnern des Weltrates der Kirchen immer wieder vermutet, er strebe doch so etwas wie eine Super-Kirche an, er schneide mit seinem „Prosellytismus-Dokument“ den evangelikal Missionen den Lebensfaden ab, er bekenne sich nicht mehr zur reinen Lehre der Schrift.

Vieles an solcher Kritik war billig. Voll von Argwohn. Aber es signalisierte ein Unbehagen. Und zwar Unbehagen von zwei entgegengesetzten Richtungen. Der einen Seite tat der Weltrat der Kirchen zu wenig. Der anderen tat er zuviel. Der Weltrat der Kirchen hatte sich zu entscheiden, ob er wie bisher verhalten weiterarbeiten oder ob er seine Politik ändern wollte. Er entschied sich für Änderung. Und zwar zugunsten der Aktivität, der Aktion, der Veränderung an der Basis kirchlichen und weltpolitischen Geschehens.

In den sechziger Jahren vollzog sich eine wahre Revolution in der ökumenischen Bewegung. Es ging nicht mehr nur um das Streben nach Einheit der Kirche. Dieses Einheitsanliegen wurde vermischt und verbunden mit dem Kampf um soziale Gerechtigkeit und dem Streben nach einer gerechten und friedlichen Weltgemeinschaft. In diese übergreifenden Ziele hinein wurde auch die Weltmission gestellt. Diese neuen übergreifenden

Konzeptionen kündigten sich mit der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft 1966 in Genf an, wurden bei der Weltkirchenkonferenz 1968 in Uppsala deutlich und zeigen gerade in unseren Tagen ihre harten Konturen.

Nun ist eigentlich der Weltrat der Kirchen nicht viel mehr als eine Begegnungsstätte zum Gespräch. Wenn in den Grundordnungen des Weltrates seine Aufgaben dargestellt werden, dann werden aufschlußreiche Verben gebraucht. Der Rat soll „weiterführen, erleichtern, fördern, unterstützen, aufrechterhalten, vertiefen, anregen, verstärken, vor Augen halten, nachgehen, studieren, nahelegen.“ Beschlüsse mit bindender Kraft für die Mitgliedskirchen liegen nicht in der Kompetenz des Weltrates.

Darum besteht die Autorität des Weltrates nur „in dem Gewicht, das er durch seine eigene Weisheit bei den Kirchen erhält“ (Bischof William Temple).

Aber gerade darum ist es auch notwendig, daß — im Gegenverkehr — auch die Äußerungen des Weltrates kritisch beleuchtet und durchdacht werden und daß das in aller Öffentlichkeit geschieht. Der Weltrat kann doch nur dann gewichtige Äußerungen abgeben, wenn er zuvor auch die Einwände und Bedenken aus den Mitgliedskirchen bedacht und verarbeitet hat.

Kritik kommt nicht immer aus böswilligem Herzen. Wo es um die Kirche Jesu geht, ist immer und überall Wachsamkeit vonnöten. Leute Jesu wußten zu allen Zeiten, daß die schlimmste Bedrohung der Kirche nicht von außen kommt, sondern aus der Kirche selbst. Zu solcher Wachsamkeit gegen sich selbst, gegen die Freunde

und Verächter der Ökumene will auch diese Schrift helfen.

Eins ist dabei vorausgesetzt, was allerdings heute zu oft vergessen wird: daß nämlich auch die edelsten Bemühungen im Weltrat der Kirchen nicht automatisch gleichgesetzt werden dürfen mit der Majestät des Heiligen Geistes selbst. Man tut heute oft so, als ob alle kritischen Anfragen an den Kurs des Ökumenischen Rates schon von vornherein Schmähung des Heiligen Geistes wären. Das ist ja gerade die Anfrage, ob die ökumenische Bewegung heute noch das ist, als was sie lange Zeit angesehen werden konnte: die gnädige Führung Gottes mit seinem zerstreuten Volk in allen Kontinenten. Nicht überall, wo es in der Kirche um Einheit geht, ist der Heilige Geist am Werk. Leider ist es so einfach nicht. Auf der anderen Seite ist nicht jeder, der kritische Anfragen an den heutigen Weg der Ökumene richtet, damit auch automatisch ein Gegner der Einheit im Geist.

# Die Krise der Ökumene

Von einer Krise der Ökumene sprechen sogar heute Mitarbeiter des Genfer Stabes des Weltkirchenrates. Sie sprechen sogar davon, daß ein endgültiges Scheitern nicht ausgeschlossen sei. Letztlich hängen nämlich die Schwierigkeiten des Weltkirchenrates damit zusammen, daß viele der Mitgliedskirchen ins Fragen gekommen sind, was denn Kirche sei und was Aufgaben der Kirche seien. Damit ist die Krise der Ökumene ein Alarmzeichen für die Lage in der nichtkatholischen Christenheit.

Die theologische Grundlagenkrise in der Ökumene ist schwerwiegender als all die anderen bedrängenden Fragen, mit denen sich der Weltrat der Kirchen herum-schlagen muß, als da sind: die Finanzmisere; die Spannung zwischen politisch engagierten westlichen Kirchen und der sich auf den Gottesdienst beschränkenden Mehrzahl der orthodoxen Kirchen des Ostens; die Ungeklärtheit des Verhältnisses zwischen Rom und Genf; der kaum zu überspringende Graben zwischen dem ökumenischen Stab, der zu einer Art protestantischer Kurie geworden ist, und den evangelischen Ortsgemeinden. Das alles könnte besser angepackt werden, wenn man sich über die Generalrichtung des zukünftigen Weges der Ökumene klarer wäre.

## *Theologie und praktisches Christentum — Wurzeln der Ökumene*

Von der ersten Weltkonferenz der Missionsgesellschaften, die 1910 in Edinburgh stattfand, nahmen einige Männer entscheidende Anstöße mit. Auch auf der Ebene der Kirchen sollte man sich so klarwerden wie auf der Ebene der Missionsgesellschaften, daß man enger als bisher zusammenarbeiten müsse.

Zu diesen Männern gehörten die Amerikaner Bischof Brent und Rechtsanwalt Gardiner. Sie wollten bewußt all diejenigen Kirchen näher zueinanderbringen, für die Jesus nicht nur ein großer Mensch, sondern „Gott und Heiland“ war. Sie hießen ihre weltweite Bewegung „Glaube und Kirchenverfassung“. Aber es ging ihnen um den Jesus, der als lebendiger Christus in seiner Kirche wirkt und sie aus der Zerstreuung der Kirchen sammelt. Die Arbeitsmethode dieser Bewegung war das theologische Gespräch.

Auch ein anderer Mann nahm entscheidende Anstöße von Edinburgh mit. Es war dies der Religionswissenschaftler und Bischof Soederblom. Er rief zu einer Weltbewegung für „Praktisches Christentum“ auf. Man versprach sich für das Zusammenkommen der Kirchen mehr vom sozialen und diakonischen Einsatz als vom theologischen Gespräch. Bald kam in dieser Weltbewegung die Parole auf: „Die Lehre trennt — der Dienst eint.“

Diese beiden Organisationen wurden zu Quellströmen der ökumenischen Bewegung. Viele Kirchen Europas und Amerikas entsandten ihre Vertreter zu den Weltkonferenzen und Arbeitstagen beider Organisatio-

nen. Dadurch kamen entscheidende Anstöße zu weltweitem Denken und Verantwortungsgefühl in die nicht-katholische Christenheit.

### *Theologie oder praktisches Christentum — eine falsche Alternative*

Unter anderem war es die Bedrückung der deutschen Kirche durch das Hitlerregime, die der falschen Alternative „Theologie o d e r praktisches Christentum“ wehrte.

Die Bewegung „Glaube und Kirchenverfassung“ sah sich zu praktischem Tun herausgefordert: Da wurden Gelder gesammelt für die Familien inhaftierter deutscher Pfarrer, es wurden Hilfsmaßnahmen für verfolgte Juden eingeleitet, man erkannte angesichts der Bedrohung des Weltfriedens durch eine totalitäre Macht die Bedeutung des politischen Handelns der Kirchen.

Aber auch die Weltbewegung für „Praktisches Christentum“ geriet in einen Lernprozeß. Es mußte stutzig machen, daß ein Mann wie der Nazi-Propagandist Goebbels die Kirchen lächerlich machte, die sich mit alten Dogmen und Lehrsätzen herumschlügen: „Wir haben das Christentum nicht mit den Lippen, sondern mit den Taten bekannt. Während sich die anderen in dogmatischen Haarspaltereien ergingen, haben wir das Christentum im täglichen Leben verwirklicht. Wenn wir Hungernden Brot und Frierenden Wärme gaben, so waren wir Christen im besten Sinn des Wortes.“

Offenbar war doch einiges mehr an theologischer Arbeit zu leisten, wenn man nicht die Kirchen in einen

Topf werfen lassen wollte mit einer politischen Bewegung wie dem Nationalsozialismus. Das Wesen der Kirche konnte nicht allein im sozialen Tun bestehen.

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kamen sich die beiden weltweiten Bewegungen so nahe, daß ein vorläufiger ökumenischer Rat gebildet werden konnte, in dem Vertreter beider Organisationen zusammenwirkten.

### *Theologie und praktisches Christentum — ein Arbeitsprogramm*

1948 konstituierte sich dann offiziell der Weltrat der Kirchen in Amsterdam. Bei jener ersten Weltkirchenkonferenz bekannte sich eine große Anzahl von Kirchen zu der Aufgabe gemeinsamen Zeugnisses von Jesus Christus und gemeinsamen Dienstes inmitten einer in Unordnung geratenen Welt. Daß es mit der Gemeinsamkeit des Christus-Zeugnisses und mit der Gemeinsamkeit des Dienstes an der Welt Schwierigkeiten haben könnte, war man sich damals noch nicht bewußt.

Allerdings hätte schon die Redeschlacht zwischen dem sozialistischen Professor Hromadka und dem Amerikaner John F. Dulles deutlich machen können, wie verschieden die Konzepte für die praktische christliche Weltgestaltung aussehen. Man verdrängte jedoch das Unbehagen über diese Auseinandersetzung, weil man zuerst die theologischen Fragen in einem Zug aufarbeiten wollte.

Im Grunde genommen hatten sich die Verantwortlichen der Ökumene auf das Arbeitsprogramm geeinigt: Zu-

erst rasche Klärung der Gemeinsamkeiten des Christuszeugnisses; dann das Erarbeiten einer gemeinsamen weltweiten Strategie des christlichen Dienstes.

*Die Misere der Theologie —  
kein gemeinsames Zeugnis*

Die zweite Weltkirchenkonferenz, die 1954 in Evanston/USA, stattfand, stand unter dem Thema „Jesus Christus — die Hoffnung der Welt“. Der Genfer Stab hatte sich wohl zum Ziel gesetzt, die gegensätzlichen Meinungen im Blick auf das Christuszeugnis aufzuarbeiten.

Aber das Ziel wurde nicht erreicht. Die beiden großen Referate der Professoren Schlink, Deutschland, und Calhoun, USA, machten deutlich, daß man letztlich zwei verschiedene Sprachen sprach. Der eine machte die Hoffnung auf den wiederkommenden Herrn groß, der die neue Welt Gottes bringen wird. Der andere redete vom Menschen, der sich selbst und seine Welt immer mehr zu einer Vervollkommnung führt.

Nun setzte man alle Karten auf die dritte Weltkirchenkonferenz, die schließlich mit Verspätung 1961 in Neu-Delhi/Indien stattfinden konnte. Man erhoffte von der nichtchristlichen Umgebung Asiens so etwas wie eine Katalysatorwirkung, die anstehende Prozesse beschleunigt. Das war die Hoffnung.

Aber auch die troy. Die Neu-Delhi-Erklärung über die Gemeinsamkeiten des christlichen Zeugnisses war eine papierne Stellungnahme, die sich weithin in formalen Aussagen erschöpfte. Was unter dem „einen

Evangelium“, unter dem „einen Brot“, unter dem „gemeinsamen Leben“ zu verstehen sei, blieb völlig im Nebel.

Für die Öffentlichkeit der Ortsgemeinden mochte diese Erklärung für einige Zeit die Not der Ökumene kaschieren. Der Stab in Genf war hellhörig genug, um von einer Weiterarbeit am theologischen Einheitsgespräch nicht mehr allzuviel für die nächste Zeit zu erwarten. Und um rasche Ergebnisse ging es ja. Man wollte doch endlich etwas erreichen, das die Kirchen zur Einheit führen konnte.

### *Veränderung der Strukturen — die geheime Losung von Uppsala*

Schon die Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft (Genf 1966) war ein deutlicher Hinweis darauf, daß man nun das ökumenische Pferd andersherum aufzäumen wollte. Das alte Anliegen vom „Praktischen Christentum“ wurde wieder aktuell. „Lehre trennt — Dienst eint.“

Natürlich waren genug weltweite Nöte da, die nach einer christlichen Stellungnahme und noch mehr nach einem vereinten Einsatz in der Weltchristenheit schrien. Aber der geheime Hintergedanke der Genfer Strategen war doch, mit einem solchen sozialen Aufbruch etwas Entscheidendes für die Einheit der christlichen Kirchen tun zu können.

So stand dann auch die vierte Weltkirchenkonferenz (Uppsala 1968) ganz unter dem Zeichen des sozialen Engagements der Christen. Aber es war ein Engagement mit Worten.

Man sprach viel von der Veränderung der Strukturen. Aus der Mottenkiste des theologischen Liberalismus wurde der Gedanke hervorgeholt, daß es nicht genüge, als barmherziger Samariter die unter die Räuber Gefallenen zu pflegen, sondern man müsse durch politische Aktionen die Räuberplage abschaffen.

An konkreten Taten ereignete sich nicht viel in Uppsala. Es begann dort das große christliche Reden über die notwendige Veränderung der Strukturen. Nicht einmal in Sachen des Rassismus kam es zu einer hilfreichen, konkreten Erklärung.

### *Das Antirassismusprogramm — ein erster Ausbruchsversuch*

Man wollte endlich in Sachen „Veränderung der Strukturen“ zur Tat kommen. Den Anlaß dazu bot die weltweite Not des Rassismus. Zu seiner Bekämpfung waren schon seit langem politische Aktionsgruppen angetreten.

Zuerst dachte man in der Ökumene nicht daran, solche Gruppen zu unterstützen, die rein politische Ziele verfolgten. Man dachte an Organisationen zur Bekämpfung des Rassismus, deren Zielsetzung mit der allgemeinen Christus-Zielsetzung des Ökumenischen Rates vereinbar schien. Aber im Endeffekt wurden nun auch Hals über Kopf Gelder an Gruppen gegeben, die keine christliche Zielsetzung hatten und die auch nicht vor Gewaltanwendung zurückschreckten. Zwar handelte es sich um Summen, die eigentlich nicht der Rede wert waren. Aber genau das, daß es sich um eine ermutigende Geste mit ein paar Geldscheinen handelte,

führte zu einer unvorhergesehenen scharfen Diskussion.

Ein Schneeball hatte eine Lawine von Fragen ausgelöst, die in der weltweiten Theologie längst aufgearbeitet schienen: ob es einen gerechten Krieg gibt, ob ein begrenzter Krieg ein gerechter Krieg sein kann, ob eine Guerillaaktion im afrikanischen Busch ein begrenzter Krieg sei oder vielmehr Teil eines Weltbürgerkrieges, ob politische Enthaltensamkeit eine Unterstützung der Mächtigen darstellt oder ob sie dem Geist der Bergpredigt entspricht usw.

Entscheidend aber waren die Fragen: Darf der Christ auf dem Weg hin zur Gerechtigkeit alle Mittel gutheißen, auch die der Gewalt? Kann für die Kirche Jesu das Ziel ihres Handelns allein in dem marxistischen Programm der „Umverteilung der Macht“ bestehen, oder hat sie nicht vielmehr darauf zu achten, daß die neue Macht nicht noch schlimmere Sklaverei bedeutet?

Die ganze nach Arnoldshain (Sitzung des Exekutiv Ausschusses 1970) aufgebrochene Diskussion machte deutlich, daß das „Christentum der Tat“ nicht mehr getragen wird von einer gemeinsamen theologischen Begründung. Wo man sich nicht mehr in der Lehre eins ist, wird man noch viel weniger zu umfassenden gemeinsamen ethischen Konzeptionen kommen. Man wird gemeinsam einzelne Hilfsaktionen für Flüchtlinge, Erdbebengeschädigte und Opfer von Flutkatastrophen tun können. Aber man wird nicht gemeinsame Strukturen der Gerechtigkeit entwerfen können, die etwas mit der Gerechtigkeit Gottes zu tun haben.

## *Ende der Mission?*

Schon bald danach wurde klar, daß der Ökumenische Rat auf Biegen und Brechen umfassende politische Programme ansteuern wollte. Es ging nicht nur um die Bekämpfung des Rassismus. Eine gerechte und friedliche Weltgemeinschaft war das umfassende Ziel. Bei diesem Unternehmen war von vornherein die Zusammenarbeit mit Sozialisten und Maoisten, mit Freiheitsbewegungen und Bürgerrechtsbestrebungen, mit Hindus und mit Buddhisten einkalkuliert.

Wie konnte sich diese Zielsetzung mit dem Missionsanliegen vertragen? Im Jahr 1961 hatte sich die Internationale Missionsbewegung mit dem Weltrat der Kirchen verschmolzen. Bei jener Integrationsitzung hatte der scheidende Generalsekretär des Internationalen Missionsrates, Bischof Leslie Newbigin, ernste Worte gefunden:

„Dieser Impuls, über die gewohnten Grenzen hinauszugehen um des Zeugnisses willen für IHN, der der Herr der ganzen Welt ist, war ein zentrales Anliegen des Internationalen Missionsrates und muß es auch in der neuen Situation nach dem Zusammenschluß bleiben. Bei allen Veränderungen darf sich in diesem Punkte doch nichts ändern. Denken wir nur einen Augenblick an all diejenigen, die von der Verkündigung des Evangeliums nicht erreicht wurden, und wir werden erkennen, wie falsch es ist, wenn wir meinen, der Ruf *hinauszugehen* sei heute weniger dringlich als zu der Zeit, da Carey seine ‚Enquiry‘ schrieb, oder zu der Zeit, da Paulus die Worte sprach: ‚Wie sollen sie hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber

predigen, wenn sie nicht gesandt werden?' Ich sage das alles besonders um derer willen, die diese Betonung des Missionsbefehles abwerten . . .

. . . Wie können die, die er erlöst hat, schweigen? Sie sind nur die Erstlinge seiner Liebe zu allen Menschen, wie könnten sie auch etwas anderes behaupten wollen? . . . Wo ist Hoffnung auf Errettung der Menschheit, wenn nicht bei IHM? Welchen Sinn hätte dies Leben ohne den Tod und die Auferstehung des Gottessohnes? Was sind wir in diesem Ökumenischen Rat der Kirchen anderes als ein weltweiter Verband von Sektierern, wenn wir nicht durch und durch missionarisch gesinnt sind?"

(Neu-Delhi 1961, Dokumentarbericht, Stuttgart 1962, S. 539 f.)

Man hätte es damals nicht für möglich gehalten, daß schon innerhalb von zehn Jahren in der Ökumene ganz andere Töne angeschlagen werden könnten. Aber bei der Tagung des Zentralaussschusses des Ökumenischen Rates 1961 in Addis Abeba skizzierte der Metropolit Khodre von Antiochien ein Bild ökumenischer Einheits-theologie, das Christentum und andere Religionen eng im gemeinsamen Religiösen zusammenklammerte.

Zwar ist dieser Rückzug auf die allgemeine Religiosität gegenwärtig weltweit in Mode. Aber Metropolit Khodre machte deutlich, wohin dieser Rückzug führen kann. Man verzichtet dann sehr rasch auf die Sonderstellung Jesu. Statt dessen versucht man, das Wirken des Heiligen Geistes in anderen Religionen zu finden.

Damit wird christliche Mission überflüssig. Khodre sagte: „Wahre Mission lacht über missionarische Akti-

vität!“ Und was er selbst unter „wahrer Mission“ versteht, machte er nur allzu deutlich. Es gehe darum, die Entwicklung der anderen Religionen zu fördern und sie von innen heraus zu verbessern (vgl. Ev. Gemeindeblatt für Württemberg 7/1971, S. 2).

So kann ich mir natürlich Freunde unter anderen Religionen machen, falls ich diese Absicht habe. Die wahre Verkündigung von Jesus ist seit den Tagen des Paulus auch immer ein Affront gewesen für alle Religionen. Verkündigung von Jesus ist in einem bestimmten Bereich auch immer Kampf gegen falsche Götzen. Die Mission muß damit rechnen, daß sie heftige Reaktionen auslöst. Wie etwa jene Äußerung des klugen indischen Staatsmanns und Philosophen Radakrishnan: „Die Christen sind ganz gewöhnliche Leute mit ungewöhnlichen Ansprüchen für ihren Glauben!“ Trotzdem darf man doch nicht um des Zieles einer umfassenden Weltgemeinschaft willen die Sache der Mission unter der Hand verdrehen und umdeuten. Dem Ökumenischen Rat war doch 1961 die Mission zu treuen Händen anvertraut worden!

Mit diesen Äußerungen eines der Hauptreferenten bei der Tagung des ökumenischen Zentralausschusses in Addis Abeba war eine Konzeption vertreten, die der katholische Missionswissenschaftler Ludwig Wiedemann gegenüber der bisherigen Missionsauffassung etwa so charakterisierte:

Es gibt heute zwei verschiedene Missionsziele. Sie unterscheiden sich wie Feuer und Wasser. Sie werden heute in allen Kontinenten und in allen christlichen Konfessionen nebeneinander und gegeneinander vertreten.

Den einen geht es bei dem, was sie nach wie vor „Mission“ nennen, um die umfassende Humanisierung der Welt. Ausgangspunkt ist für sie das Gottesgebot der Nächstenliebe. Es geht darum, daß man dazu hilft, daß der Hindu ein besserer Hindu und der Moslem ein besserer Moslem wird. Das Heil ist in dieser Auffassung nicht an den Glauben zu Jesus gebunden. „Es liegt auf der Hand, daß es Mission als direkte Bekehrung Andersgläubiger nicht geben darf . . .“ (Halbfas). Durch eine so verstandene Mission will man selbstlos der Menschheit dienen, um das Leben auf der Erde in jeder Beziehung menschlicher zu machen. In dieser „Missions“-Konzeption wird also ganz bewußt „nein“ gesagt zur Verkündigung. Nur der Dienst wird noch gelten gelassen.

Den anderen ging und geht es um die Gemeinsamkeit von Verkündigung und Dienst. Zwar betont Mission in erster Linie die Verkündigung des Evangeliums. Es geht um die Bekehrung von Nichtchristen zum Glauben an Christus. Aber diese Verkündigung ist immer begleitet vom Dienst an der Welt, der eine Bewährung des Glaubens in der Liebe ist. Durch diesen Dienst werden Zeichen des kommenden Heils Gottes gesetzt. Die volle Durchsetzung des Heils wird jedoch vom wiederkommenden Christus erwartet. Verkündigung und Glaubensweckung sind darum so wichtig, weil das ewige Heil der Menschen davon abhängt, ob sie glauben oder nicht (vgl. „Das Wort in der Welt“, 1973/Nr. 1, S. 23).

Zum erstenmal hatte sich mit Metropolit Khodre ein Sprecher auf einer vielbeachteten ökumenischen Sitzung

zu einem Missionsverständnis bekannt, das sich total von all dem unterschied, was bisher als Mission verstanden worden war. War das nur eine Panne? Oder ein Signal, das uns alle miteinander schon viel früher hätte warnen müssen?

Ging die Reise wirklich in Richtung „Ende der Weltmission“? Sollte die bisherige Weltmission dafür zum Opfer gebracht werden, daß der Weltrat der Kirchen aufbrechen könnte zu den neuen Ufern des Aufbaus einer Weltgemeinschaft?

Diese Fragen müssen gestellt werden. Sie müssen aus großer Sorge heraus gestellt werden. Und man muß sie gerade dann stellen dürfen, wenn man sie nicht eindeutig zu beantworten vermag.

Auf jeden Fall müssen gerade die Entwicklungen im Verhältnis von Ökumene und Mission auch im großen Zusammenhang der Krise des Weltrates gesehen werden.

# Der Schock von Bangkok

In Bangkok fand um die Jahreswende 1972/73 eine Weltmissionskonferenz statt. Wenn überhaupt etwas die Misere im Verhältnis „Ökumene/Mission“ deutlich machen kann, dann diese vom Weltrat der Kirchen veranstaltete Tagung.

## *Keine westlichen Missionare mehr!*

Die erste Schockwelle wurde durch Presseberichte ausgelöst. „Fürs erste keine westlichen Missionare mehr in die farbige Welt.“ So hieß es da. Und als Begründung wurde aus den Konferenzpapieren der Weltmissionskonferenz Bangkok (19. 12. 1972 bis 8. 1. 1973) zitiert: „Wir weigern uns, nur Rohmaterial zu sein, das von anderen gebraucht wird, um ihr eigenes Heil zu begründen.“

Wie? Hatten wir denn Afrikanern und Asiaten unsere Missionare aufgedrängt? War es denn Lüge gewesen, wenn man uns immer wieder von dringenden Anforderungen weißer Pfarrer, Ärzte und Schwestern berichtet hatte? Wer wollte denn durch sein Opfer und seine Fürbitte für die Mission „eine bessere Note im Himmel“ verdienen?

## *Durcheinander der Berichterstattungen*

Aber schon kam die zweite Schockwelle: das Durcheinander der Berichterstattungen. Der eine rief: „Die

Presseberichte stimmen nicht! Es gab keine Beschlüsse gegen westliche Missionare! Es gab überhaupt keine Beschlüsse!“ Aber zu gleicher Zeit hatte der ökumenische Pressedienst Genf schon drei Seiten Beschlüsse veröffentlicht. Darunter auch einen Beschluß in Sachen „weiße Missionare“. Der andere meldete sich zu Wort: „Die Bibel stand in der Mitte der Konferenz!“ Aber das widersprach der Stellungnahme des Leiters der katholischen Beobachterdelegation, der bemängelt hatte, daß man sich mehr mit politischen und sozialen Auswirkungen als mit dem Evangelium selbst beschäftigt habe. Offizielle Papiere waren noch nicht einmal ein Halbjahr nach der Konferenz zu haben.

Wie ist so etwas möglich im Zeitalter der „totalen Information“? Soll hier etwas vertuscht werden? Und: Was muß das für eine Konferenz gewesen sein, über die so gegensätzlich berichtet werden kann?

### *Unrat*

Aber schon war die dritte Schockwelle über uns. Mit einer im kirchlichen Bereich ungewöhnlichen Gehässigkeit wurden die wenigen verunglimpft, die kritisch über Bangkok dachten. Man gab sie der Lächerlichkeit preis, indem man sie mit der Romangestalt des vertrottelten „Professor Unrat“ verglich (vgl. Ev. Kommentare 3/1973, S. 146 ff.). Anstelle von sachlicher Argumentation, die doch für Außenstehende mehr Licht in das Bangkok-Dunkel hätte bringen können, schoß man mit Prädikaten wie „absurd“ und „einfältig“ gegen Kritiker der offiziellen Genfer Linie (vgl. epd.-ZA Nr. 51 v. 13. 3. 1973).

Müssen denn diese persönlichen Gehässigkeiten sein? Wo bleibt die Bereitschaft zum langen Atem der sachlichen theologischen Auseinandersetzung? Ist die große Sache der Mission nicht zu schade für diesen Unrat? Da hat uns Gott gewürdigt, teilzunehmen an seiner Aktion zur ewigen Rettung von Menschen. Diese große Sache ist einen Streit der Geister wert, besonders dann, wenn die Frage ansteht, ob sie nicht verfälscht ist oder wird.

### *Streit ist keine Schande*

Solch ein Grundlagenstreit ist notvoll. Aber man kann ihm nicht entgehen, solange Gott sein Heil korrupten Menschen und nicht Engeln übergibt. Das ist die Ursache für das Handgemenge von Geist und Ungeist in der Christenheit, seit den ersten Tagen! Die von innen her umstrittene Gemeinde und Mission ist die wahre Mission und Gemeinde. Darum müssen wir uns auch — ob es uns lieb ist oder nicht — der Auseinandersetzung stellen, wenn sie uns aufgegeben ist. Das sollte nicht der Schock von Bangkok sein, daß es auch um das Ziel und den Inhalt der Mission harte Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten gibt. Das nicht!

Meinungsverschiedenheiten auf dem Tisch zu haben, ist keine Schande für die Christenheit. So etwas können nur Außenstehende behaupten, die nichts davon ahnen, wie sehr jeder Christ Tag um Tag umkämpft ist vom Fehl-Glauben, vom Zweifel, von verführerischen Stimmen, von Resignation. Weil die Wahrheit Gottes unter uns nicht selbstverständlich ist, müssen Christen am Ringen umeinander und miteinander bleiben. Nur falsche Propheten faseln in diesem Zusammenhang vom Frieden.

Das ist der eigentliche Schock von Bangkok, daß man bestehende, schwerwiegende Fragen unterschiedlicher Meinung mit aller Macht vom Tisch kriegen möchte. Und das mit Mitteln, die einem das Blut in den Adern gerinnen lassen können, falls man noch einen Sinn für Anstand hat.

Alle Achtung vor dem klaren Wort des württembergischen Landesbischofs: „Es war ein Irrtum zu meinen, die von der ‚Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission‘ aufgeworfenen Fragen seien nur eine Angelegenheit einiger westdeutscher Theologen.“

### *Nicht nur Schockwellen*

Bangkok hat nicht nur Schockwellen ausgelöst. Gott zum Dank nicht! Sondern auch Freude. Freude darüber, daß es in der ganzen ökumenischen und kirchlichen Diskussion der letzten Jahrzehnte gar nichts gab, das die Gemeindeglieder so spontan, so elementar, so total packte wie das Thema Mission. Und daß ich bei allem Ernst der Lage nicht einmal die Stimme hörte: „Ja, wenn es so mit der Mission steht, dann gebe ich keinen Pfennig mehr . . .!“ Mehr, als wir ahnen, wissen es, daß das Zeichen zum Ende der Weltmission von keiner Missionskonferenz gesetzt wird, sondern allein von unserem Herrn Jesus mit seiner alles verwandelnden Wiederkunft.

### *Es gibt eine Grundlagenkrise der Mission*

„Heute ist die organisierte christliche Weltmission in eine tiefe Grundlagenkrise geraten. Daran tragen nicht

nur die äußeren Widerstände und unsere erlahmende geistliche Kraft in Kirchen und Missionsgesellschaften Schuld. Gefährlicher ist die Verschiebung ihrer vorrangigen Aufgaben aufgrund einer schleichenden theologischen Verfälschung ihrer Begründung und ihrer Zielsetzung.“

Das stand 1970 in der sog. „Frankfurter Erklärung“, die von Professoren wie Dr. Beyerhaus, Mag. Frey, Dr. Heubach, D. Künneth, D. Michel, Dr. Vicedom und vielen anderen Theologen und Gemeindegliedern unterzeichnet worden war.

Die Unterzeichner dieser Erklärung waren also der Meinung, daß es für die gesamte organisierte weltweite christliche Mission eine Grundlagenkrise gebe. Und sie baten, ihre Darlegungen zu prüfen. Zu prüfen im Blick auf die Bibel und die Wirklichkeit von Kirchen, Mission und Welt.

Bangkok hat ihre Bitte um Prüfung vom Tisch gewischt. Soweit daran nichteuropäische Christen beteiligt waren, muß man Verständnis dafür aufbringen. Wir Deutschen, zumal deutsche Professoren, stehen weltweit im Geruch besonderer Schulmeisterlichkeit. Aber daß sogar deutsche Missionsfunktionäre in vorderster Front dabei mitmachten, diese Kernfrage der Mission vom Tisch zu bekommen, muß befremden. Wissen sie denn wirklich nicht, wie die Lage aussieht?

### *Ein Blick nach Südamerika*

Dort gehören die Indianer zu den Ärmsten der Armen. Ausbeuter und Armee zerstören ihre Dörfer, vertreiben sie aus ihren Regionen, stecken sie mit Seuchen und La-

stern an. Aber auch Christen sind bis zu ihnen vorge-  
drungen. Unter Lebensgefahr. Um den Gefährdeten  
und Armen die Liebe Jesu zu bezeugen.

Aber offensichtlich waren sie dabei auf dem falschen  
Weg. Eine Konferenz von Wissenschaftlern, von Ethno-  
logen, bescheinigte 1971 auf Barbados den christlichen  
Missionen in Lateinamerika ganz pauschal:

„Die Aktivitäten der christlichen Missionen in Latein-  
amerika . . . bedeuteten für die beherrschten indiani-  
schen Gesellschaften die Aufprägung von fremden Vor-  
stellungen und Werten, die unter einem religiösen Man-  
tel die ökonomische und humane Ausbeutung der India-  
ner verbarg . . . Aufgrund unserer Analyse gelangen  
wir zu dem Schluß, daß es für die indianischen Be-  
völkerungen, aber auch für die moralische Integrität der  
Kirchen selbst am besten wäre, jede missionarische Tä-  
tigkeit einzustellen.“

In dem Dokument (Ökumenischer Rat der Kirchen,  
Programm zur Bekämpfung des Rassismus, PCR 1/71  
- 6 -) wird nur dann den Missionen ein vorübergehen-  
der Wert zugebilligt, wenn sie gemäß von zehn aus-  
führlich genannten Minimalbedingungen an der „Be-  
freiung der Indianer“ mitarbeiten. Sonst machten sich  
die Missionen des Verbrechens des Völkermordes schul-  
dig.

Seit es Christentum gibt, sind christliche Zeugen solche  
Vorwürfe gewohnt. Ein Paulus wurde angeklagt, daß  
er den ganzen Erdkreis durcheinanderbringe und den  
schönen und guten römischen Frieden störe.

Trotzdem könnte es, falls sie's überhaupt erfahren,  
christliche Missionspioniere im Sumpfklima des Ama-  
zonas etwas ärgern, daß da ein paar Professoren im

feudalen Hotel auf der Antilleninsel Barbados ein Urteil über sie aussprechen, das sie und ihre Arbeit in Grund und Boden hinein verdammt.

Unverständlich aber ist die ganze Geschichte für den, der erfährt, daß diese ganze Barbados-Unternehmung vornehmlich mit Ökumene-Geldern finanziert wurde und daß die Ökumene in Genf die eigentliche Trägerin dieser Beratung war.

Einseitige humanistische und ideologische Wertmaßstäbe werden dazu benutzt, dem Mitchristen an der Front der Mission den Boden unter den Füßen wegzu ziehen und ihn den härtesten Anklagen auszusetzen. Wer hat denn dem Ökumenischen Rat in Genf und den paar Berner Wissenschaftlern das Recht und die Macht gegeben, ein solches Urteil über Tausende von ehemaligen und gegenwärtigen treuen Zeugen Jesu im Missionsdienst abzugeben? Haben Wissenschaftler humanistischer oder sonstiger ideologischer Färbung denn das rechte Augenmaß, um Mission im Namen und gemäß dem Befehl Jesu Christi sachgemäß zu beurteilen? Ist es wirklich nur ein akademischer, weltfremder Ha der einiger westdeutscher Professoren, wenn behauptet wird, es gebe eine weltweite Grundlagenkrise der Mission in der Christenheit?

### *Ein Blick nach Afrika*

In Äthiopien gibt es die Evangelische Mekane Yesus Kirche. Sie steht in einem großen Wachstum. Sie kann damit rechnen, daß sie sich bis Ende 1975 verdoppelt haben wird. Jetzt müssen Pastoren und Evangelisten ausgebildet werden, um dem Zuwachs gerecht werden

zu können. Darum hat sich die Kirchenleitung der abessinischen Kirche an die Schwesterkirchen in Europa und USA gewandt mit der Bitte um Hilfe. Aber sie mußte erfahren, daß man ihr bei diesem Verkündigungsprojekt nicht recht helfen wollte. Gelder für Schulen, Hospitäler und Mechanikerwerkstätten wären abrufbar gewesen. Aber für Verkündigungsaufgaben gab es keine Spenden-Konten.

Das ließ die äthiopischen Brüder nicht ruhig. Sie schrieben eine große und beachtliche Denkschrift. Im vergangenen Jahr wurde sie veröffentlicht (Dokument der äthiopischen Evangelischen Mekane Yesus Kirche — ECMY — vom 9. 5. 1972). Aber nur wenige haben davon Kenntnis genommen.

Aus der Denkschrift spricht die große Verwunderung darüber, daß die weißen Kirchen darüber verfügen wollen, was denn nun in Afrika gebraucht wird. „Wir hoffen, daß unsere Schwesterkirchen unsere Bedürfnisse nicht ausschließlich nach ihren eigenen Maßstäben und nach den von ihnen aufgestellten Bedingungen messen. Wir wollen Christus verkündigen, weil wir dies als unsere Verpflichtung betrachten. Wir wollen Christus verkündigen, weil unser Volk nach ihm hungert.“

Sie zeigen auch ausführlich auf, wie unsagbar groß die Hilfe des Evangeliums bei der Befreiung von der Selbstsucht und beim Finden wahrer menschlicher Werte ist.

Vor allem aber weisen sie darauf hin, wie beschränkt und unausgewogen die „weiße Sicht“ im Blick auf Hilfe ist. Es sei im Westen nicht mehr bewußt, daß die alten westlichen Missionen mehr als die Hälfte ihrer Investitionen für soziale Aktivitäten eingesetzt hätten. Vermutlich hätten sie nach dem Wort gehandelt, daß

man die linke Hand nicht wissen lassen soll, was die rechte tue. Aber aus dieser Unkenntnis heraus würde nun heute behauptet, die Kirche hätte sich nur um Rettung der Seelen bemüht. Und als Folgerung daraus stürze man sich nun heute ganz einseitig auf die soziale Hilfe. Es sei aber an der Zeit, die Zusammengehörigkeit von Wortverkündigung und von Dienst zu sehen. Der „eigentliche“ Auftrag der Kirche dürfe nicht länger im Dienst gesehen werden.

Hier wehrt sich also eine einheimische „junge Kirche“ dagegen, daß ihr aufgrund von finanziellen Machtpositionen von westlichen Kirchen eine Schau von Mission aufgezwungen wird, die sie einfach nicht teilen kann. Sie wehren sich gegen ein Verständnis von Kirche und Mission, in dem das Bekehren Un- und Andersgläubiger keine Rolle spielen darf, sondern in dem nur noch der Dienst am Menschen groß geschrieben wird. Und sie wehren sich auch sachlich klar, bestimmt und grenzenlos nobel — zugleich stellvertretend für die Missionen, die ihnen die Nachricht von Jesus gebracht haben — dagegen, daß ihr eigenes Verständnis von Heil nur eben als bloße Seelenrettung abgestempelt und abgetan wird. Sie legen dar, wie bei ihrem Verständnis von Heil und Kirche sowohl Verkündigung als auch Diakonie eine Einheit darstellen. Und sie zeigen auf, daß in der westlichen Konzeption, die ihnen aufgezwungen werden soll, die Unterstützung des evangelistischen und seelsorgerlichen Tuns ausfällt.

Man zieht doch diese afrikanischen Mitchristen der Lüge, wenn man darauf beharrt, die theologische Grundlagenkrise sei nicht die wirkliche Frage der Mission. Schießen auch diese afrikanischen Christen mit Kanonen auf Spatzen? Unterstellt man auch ihnen, daß

„das Gedröhne des Kanonenfeuers . . . die wirklichen Fragen zum Schweigen“ bringe? Die Sache ist zu ernst, als daß man mit ein paar ironischen Schlenkern mit ihr fertig werden könnte. Man kann der dogmatischen Grundsatzfrage nicht aus dem Wege gehen. Man kann es einfach nicht!

### *Ein Blick nach China*

Die Christenheit Chinas ist zerschlagen. Sie wurde in das Martyrium geführt. Wir wissen von einigen Schauprozessen. Wir haben Nachricht vom Leiden einiger Christen durch jahrelange Gehirnwäsche und Straflager. Das Leiden oder Verleugnen von Hunderttausenden ist uns unbekannt.

Dabei fing alles so harmlos an. Ministerpräsident Tschou En-lai erbat von der chinesischen Kirche im Mai 1950, daß sie sich von den ausländischen Missionaren trenne. Der nächste Schritt war das Drängen auf die Lösung aller finanziellen Abhängigkeiten vom Ausland. Man wollte eine patriotische Kirche sein, die allein mit dem und für das chinesische Volk lebt.

Man ahnte nicht, worauf man sich mit diesem „Patriotismus“ eingelassen hatte. Aber schon bald merkte man, daß nun mit „patriotischen“ Waffen gegen das Zentrum der christlichen Verkündigung losgeschlagen wurde. „Ihr teilt ja das Volk in zwei feindliche Lager ein, in solche, die verloren sind, und in solche, die selig werden. Dabei gibt es nur einen Standpunkt, nämlich den des Volkes. Wer im Gegensatz zum Volk steht, wer das Volk spaltet, der ist ein Feind Gottes!“

Wer hier nicht standhaft blieb, wurde mitgerissen auf

dem Weg hin zu einer Kirche, die heute völlig politisiert ist. Wer aber standhaft blieb, mußte es mit dem Martyrium büßen (zum Ganzen vgl. G. Weth, Chinas rote Sonne, Wuppertal 1972).

Auf diesem Hintergrund muß man die China-Resolution von Bangkok lesen. Kein Wort des Mitleidens mit den Verfolgten! Kein Wort der Trauer über das Gericht, das über die Christenheit Chinas hereingebrochen war! Kein Ton der Bestürzung über den blanken Atheismus eines Regimes, das bedenkenlos mordet und weltweit Unfrieden stiftet.

Statt dessen wird über den „Wandel in der Gesellschaft Chinas“ geredet. Allerdings hat sich dort einiges gewandelt. Es wurde sozial mehr erreicht als in allen anderen Regierungsformen und Revolutionen zuvor. Jeder Chinese hat Arbeit, jeder hat sein Auskommen, jeder hat eine Zukunft, jeder hat gesundheitliche Versorgung. Jedem Chinesen ist Mao zum Heiland geworden.

Wenn die umfassende Humanisierung der Welt die Hauptaufgabe der Mission wäre, dann allerdings könnte man — wie in Bangkok geschehen — empfehlen, von China zu lernen. Dann ist es höchste Zeit, sich „mit chinesischem Gedankengut vertraut zu machen und theologische und ethische Überlegungen über den Wandel in der Gesellschaft Chinas und seine Auswirkungen auf andere Gesellschaften anzustellen“.

Wenn aber Mission entscheidend vom Befehl Jesu geprägt ist, in aller Welt Menschen zu seinen Jüngern zu machen, dann kommt man an der Auseinandersetzung mit der religiösen Heilsrolle Maos nicht vorbei. Dann muß man um der Wahrheit Jesu willen im Gegensatz zum Mao-Heils-Kult darauf hinweisen, daß „in keinem

anderen“ als in Jesus das Heil ist. Und dann muß man angesichts der leidvollen chinesischen Erfahrungen und angesichts der weltweiten Faszination der Mao-Parolen auf die Gefahr eines patriotischen, nationalen Christseins hinweisen, das nur zu rasch zum politischen Heidentum entartet.

Daß man fürbittend hinter den chinesischen Sendungen des Lutherischen Weltsenders stehen könne, daß es Aufgaben in großer Zahl an Auslandschinesen gibt, daß Gottes China-Mission noch nicht zu Ende ist, davon sprach Bangkok nicht.

### *Die theologische Basis der Einseitigkeiten*

Das alles sind keine Zufallserscheinungen. Zwar möchte man uns glaubhaft machen, daß es sich hier und dort um einzelne, örtlich begrenzte Schwerpunktverlagerungen handle, die keineswegs eine Generallinie signalisierten. Wer so etwas behauptet, kennt die Entwicklungen der Missionstheologie nicht.

Es ist gar nicht zu übersehen, welch große Bedeutung das Denken des Holländers J. C. Hoekendijk und seiner Schüler bis heute hat. Hoekendijk war von 1949 bis 1952 als Sekretär des Referates „Evangelisation“ in Genf beim Weltkirchenrat tätig.

Hoekendijk war es, der zu neuen Wegen aufrief. Ungestüm. Er schoß gegen das Gespenst einer bloßen Wortverkündigung in der Mission. Statt dessen sprach er vom „comprehensive approach“, durch den man dem ganzen Menschen in umfassender Weise das Heil zuwenden müsse. Zu dieser umfassenden Bemühung um den Menschen gehöre schon im Neuen Testament die Drei-

heit von Wortverkündigung, Gemeinschaft und Dienst.

So weit, so gut! Aber schon beim nächsten Denkschritt wird der „comprehensive approach“ gefiltert. Denn, das ist die Forderung Hoekendijks, man muß nach den Voraussetzungen und Bedürfnissen des Menschen fragen, dem man dienen will. Was braucht er, was kann er verstehen, was empfindet er als hilfreich?

Wer so fragt, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm Soziologen, Pädagogen, Politologen und Philosophen sagen, daß der Mensch mit der christlichen Wortverkündigung heute nichts anfangen kann, daß der moderne Mensch höchstens den absichtslosen Dienst der Kirche gelten läßt und daß vor allem Totalveränderungen des gesellschaftlichen und politischen Gefüges notwendig sind.

„Die Theorie der radikalen Anpassung geht gewöhnlich Hand in Hand mit einer Vermischung von Welt und Reich Gottes . . . Dann ist es kein Wunder, daß kein Raum mehr bleibt für eine Entscheidung, für die Notwendigkeit einer Wiedergeburt und Neuschöpfung und für das Bewußtsein der Fremdlingschaft des Christen in der Welt, das Karl Hartenstein nie verlor. Dieser Weg führt aufs Eis. Man wird seine weiteren Schritte ohne die Anleitung der Bibel und gegen die gesamte christliche Tradition tun müssen.“ (Klaus Bockmühl, Die neue Missionstheologie, Stuttgart 1964.)

### *Klares Denken und zielstrebiges Handeln*

Die Grundlagenkrise der Mission ist offenkundig. Sie ist kein Hirngespinnst vertrottelter Professoren. Auch

wenn man das in manchen ökumenischen Kreisen gerne so hingedreht hätte.

In Lateinamerika, in Afrika, in Asien — überall ist die Stoßrichtung einer neuen Missionsstrategie zu spüren: Hauptsache Humanisierung! Alle Kraft in Richtung Weltveränderung! Und wenn dabei die bisherige evangelistisch ausgerichtete Mission stört, dann eben weg mit Schaden!

So etwas wäre schon furchtbar, wenn es allein als Gedanken-Dynamit in die Köpfe und Herzen geworfen würde. Darum haben schon „Empfehlungen“ und Diskussionsthemen, auch wenn sie dem Rat der EKD zum Trost nicht mit Polizeigewalt in allen Kontinenten durchgesetzt werden können, verheerende Wirkungen. Gedanken sind doch Kräfte!

Aber nun handelt es sich nicht einmal nur um Gedanken. Sondern um Strategie. Um Macht, die mit Hilfe von Geld in ganz bestimmter Richtung ausgeübt wird. Und nur wenige der „jungen Kirchen“ haben die geistige und geistliche Potenz, um ähnlich wie die äthiopische Mekane Yesus Kirche dem neuen Missions-Kolonialismus der Ökumene zu widerstehen.

Ich habe Verständnis dafür, daß Dr. Potter in Bangkok offen zugab, daß er eine weltweite Ausdehnung der Diskussion über die „Frankfurter Erklärung“ bewußt verhindert hat. Trotzdem frage ich: Darf man das? Es geht doch um die Wahrheit und um den Gehorsam vor Gott!

Es geht heute einzig und allein um die Frage, was Gott von uns in Sachen Mission will. Es geht doch nicht um die Frage, ob man in Bangkok mehr Bibelarbeiten als sonst bei ähnlichen europäischen Treffen gehalten hat.

Es geht auch nicht darum, ob Dr. Potter fromme Lieder singt oder nicht (so M. Mildenerger in seinem Bangkok-Bericht). Wir sollten uns nicht durch fromme Vokabeln das klare Denken nehmen lassen. Frömmigkeit ist kein Beweis für richtige Entscheidungen.

Bei einigermaßen klarem Denken wird man erkennen und zugeben, daß es eine Grundlagenkrise der Mission gibt, daß es zwei grundlegend verschiedene Missionskonzeptionen gibt und daß heute von vielen einflußreichen Chefideologen und Chefstrategen christlicher Mission eindeutig die bloße Humanisierungskonzeption bevorzugt wird.

Schade, daß sich Bangkok nicht der Grundlagendiskussion gestellt hat. Nun müssen wir fragen, in welchen Missionen das klar vertreten wird, was uns unser Herr Jesus auf das Gewissen gebunden hat. Aber dort sollten wir auch, noch mehr als bisher, unterstützen durch Opfer und Gebet: „ . . . daß bald dein Name werd bekannt, dein Name voller Seligkeit. Auch wir stehn dir zum Dienst bereit! “

# Verleugnung des Evangeliums

## *Ein leichtfertiger Vorwurf?*

Verleugnung des Evangeliums, das ist ein harter Vorwurf. Aber er ist ausgesprochen worden. Mindestens so, daß er in der Luft liegt.

Das hat nichts zu tun mit der Vermeidung der Grundsatzdiskussion in Bangkok. Die Sache geht tiefer. Dieser Vorwurf bezieht sich auf die veröffentlichten Bangkok-Papiere. Wer sich gründlich dem Studium dieser Dokumente widmet, der kann den Eindruck bekommen: Die Ökumene könnte in Zukunft der Versuchung erliegen, das eigentliche Wesen des christlichen Glaubens und den eigentlichen Inhalt des Evangeliums von Jesus stillschweigend zu übergehen.

Patriarch Pimen von Moskau und Ganz-Rußland samt den übrigen Mitgliedern der Heiligen Synode der Russisch-Orthodoxen Kirche haben am 7. August 1973 ein Schreiben an den ökumenischen Zentralausschuß gerichtet, in dem diese Befürchtung offen ausgesprochen wurde.

Nun kann man bis heute rätseln — und Journalisten haben das mit Lust und Liebe getan —, was eigentlich der Grund dafür war, daß gerade die russischen Orthodoxen diesen Brief schrieben. Sie haben sich doch um Mission im Bereich ihrer eigenen Kirche wenig gekümmert, auch nie selbst Missionare ausgesandt. Aber sie treiben mit Hingabe Theologie. Schon dadurch haben sie ein Recht zu ihren tiefgehenden Anfragen. Zwar wird

in der weiten Welt unter Leuten Jesu immer wieder bedauert, daß sich die Russisch-Orthodoxe Kirche so kritiklos in die politische Linie ihres Staates einfügt und sich nicht deutlich vor die Verfolgten — nicht einmal vor die um ihres Glaubens willen verfolgten Christen — stellt. Aber wer weiß, wie schwer es auch diese vom Staat noch geduldete Kirche in Wirklichkeit hat?

Eines ist deutlich: Im Grunde genommen hätten die russisch-orthodoxen Verantwortlichen laut „hurra“ rufen müssen über die Sozialaussagen von Bangkok. Das lag nämlich in der Linie dessen, was sie seit Jahrzehnten mit Ausdauer und Einseitigkeit etwa in der Prager Friedenskonferenz vertreten. Aber was sie in den Bangkok-Dokumenten vorfanden, das war doch nun selbst ihnen etwas zu kurios.

Und etwas Weiteres sollte festgehalten sein: Es könnte durchaus sein, daß hinter dem Brief irgendein taktischer Winkelzug steckt, den wir heute noch nicht mit letzter Gewißheit durchschauen; man hat in dieser Hinsicht in den Wochen nach der Tagung des Zentralausschusses den russisch-orthodoxen Brüdern Massivstes unterstellt. Aber gerade dann, wenn es um eine Taktik geht, wäre es primitiv, wenn die russischen Orthodoxen Behauptungen aus der Luft gegriffen hätten, die beim nächsten Gegenzug als Luftgespinnst hätten entlarvt werden können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Erklärungen der Orthodoxen dreimal mehr durchdacht und abgesichert sind als jede Äußerung eines europäischen Kirchenfürsten. Gerade auf diesem Hintergrund bekommt der Brief der Russen an den Zentralausschuß sein besonderes und herausragendes Gewicht.

*Botschaft des Patriarchen Pimen von Moskau und Ganz-Rußland und der Heiligen Synode der russischen Orthodoxen Kirche an den Zentrallausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen*

Sehr geehrter Herr Dr. M. M. Thomas,  
liebe Brüder und Schwestern!

Bewegt von dem Gefühl tiefer Sympathie für jedes ehrliche Bemühen von Christen, die brüderliche Liebe, das gegenseitige Verstehen und die Zusammenarbeit in Zeugnis und Dienst zu stärken, und andererseits getrieben von der großen Verantwortung für die Lauterkeit und Bezeugung des christlichen Glaubens haben wir mit den heiligen Worten des Herrn Jesus Christus „auf daß sie alle eins seien“ (Joh. 17, 21) im Herzen mit großem Interesse und wacher Aufmerksamkeit und unterstützt von unserer Kommission für „Christliche Einheit und Zwischenkirchliche Beziehungen“ die Arbeit der Weltkonferenz über „Das Heil der Welt heute“ studiert, die vom 29. Dezember 1972 bis 8. Januar 1973 in Bangkok, Thailand, stattfand.

Das von unserem Herrn Jesus Christus vollbrachte und durch das Wirken des Heiligen Geistes Wirklichkeit gewordene Heil ist das unerschütterliche Fundament alles Lebens und Tuns der Heiligen Kirche Christi. Die Heilswahrheit ist Wesen und Mitte der ganzen christlichen Frohen Botschaft. Und es ist die heilige Pflicht der Christen, diese Wahrheit zu bekennen und ihre Lauterkeit und Ganzheitlichkeit zu bewahren, wenn sie auch in Zukunft würdig sein wollen, die Worte des Hl. Paulus zu sprechen: „Denn unsere Predigt kam nicht aus trügerischem oder unlauterem Sinn, noch geschah sie mit List“ (1. Thess. 2, 3).

Bei jedem Versuch, Licht in das Geheimnis des Heils zu bringen, welcher Aspekt oder welche Dimension dabei auch immer angesprochen sein mag — je nach den besonderen Umständen und Zwecken —, muß, wenn auch nur kurz, so doch mit absoluter Klarheit, das Wesen der Heilswahrheit zum Ausdruck kommen, frei von jeder Doppeldeutigkeit, doch ganz im Glauben an das Wort Gottes und an die unvergängliche Tradition der Kirche.

Nach sorgfältigem Studium des „Briefes an die Kirchen“, der nach der Bangkok-Konferenz verbreitet worden ist, haben wir uns auch mit anderen abschließenden Dokumenten der Konferenz über das „Heil der Welt heute“ in der Hoffnung beschäftigt, darin eine klare und hinreichend gründliche Aussage über das Heil als zentrale Wahrheit des allen Christen gemeinsamen Evangeliums zu finden.

Zu unserer Freude haben wir in dem „Brief an die Kirchen“ ebenso wie in anderen Dokumenten eine Reihe wertvoller Gedanken über die Verwirklichung des Heils unter den vielfältigen Bedingungen der heutigen Wirklichkeit gefunden.

Folgende Punkte gehören zu den positiven Momenten der Arbeit der Konferenz:

a) Sie hat sich nicht mit dem engen Heilsverständnis begnügt, nach dem das Heil ausschließlich eine Sache des geistlichen Lebens des einzelnen ist und die aktive Erfüllung des Liebesgebotes gegenüber dem Nächsten außer acht gelassen wird.

b) Sie unterstrich die Verpflichtung der Christen, sich „nur noch stärker einzusetzen im Kampf gegen alles, was die Menschen heute unterdrückt, — nicht nur die

Sünde, die in ihnen selbst ist, sondern auch die Sünde in unseren Gesellschaften“ (Abs. 2 — in „Das Heil der Welt heute“, Kreuz-Verlag, Berlin, Stuttgart 1973, S. 262).

c) Eingedenk ihrer hohen christlichen Verantwortung tut sie ihre Entschlossenheit kund, sich aktiv an der Beseitigung der sozialen Ungerechtigkeit, der Rassendiskriminierung, der Entwürdigung des Menschen und anderer menschenfeindlicher Erscheinungen zu beteiligen.

d) Sie läßt sich in ihrem Nachdenken über das sittliche Handeln der Christen davon leiten, daß das von unserem Herrn Jesus Christus vollbrachte Heilswerk der Grund ist, der die Menschen eins werden läßt und der einen breiten, fruchtbaren Dialog zur Schaffung brüderlicher Beziehungen anregt, mit deren Hilfe „die Christen bereitwillig mit anderen zusammenarbeiten (können), um menschliche Not zu beheben, menschliches Leid zu lindern, soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen . . . und für den Frieden zu kämpfen“, wie es im Dokument 39, IV, 10 (a. a. O., S. 188) heißt.

Gleichzeitig zwingt uns die aufrichtige brüderliche Liebe und unsere Solidarität in dem gemeinsamen Bemühen um das rechte Verständnis und das lautere Bekenntnis der Heilswahrheit ebenso wie die Tatsache, daß eine Reihe wichtiger orthodoxer Stellungnahmen von der Konferenz nicht behandelt worden sind, etwas zu einigen wesentlichen Mängeln der Schlußdokumente der Konferenz zu sagen.

Zum ersten haben wir bestürzt und mit großem Bedauern festzustellen, daß in dem „Brief an die Kirchen“ nichts Wesentliches — vor allem was den Aspekt der Seelsorge betrifft — zu dieser Dimension des Heils-

prozesses gesagt wurde, ohne die der ganze Heilsbegriff bedeutungslos wird. Es wird nichts über das letzte Ziel des Heils, nämlich über das ewige Leben in Gott, gesagt; und es ist auch nichts über die sittliche Läuterung und Vervollkommnung enthalten, die doch eine unerläßliche Bedingung für die Erreichung dieses Zieles ist.

Beim Studium weiterer Konferenzdokumente wächst noch das Gefühl der Bestürzung und des Bedauerns. In Dokument Nr. 40 z. B. wird zwar in der Einleitung festgestellt: „Unsere Konzentration auf die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Komponenten des Evangeliums verneinen keineswegs die persönlichen und eschatologischen Dimensionen des Heils“; doch obwohl das Abweichen vom positiven Weg dieser Dimensionen in dem Teil des Berichtes, der speziell den theologischen Reflexionen gewidmet ist (siehe Teil 2: Das Heil und soziale Gerechtigkeit inmitten einer gespaltenen Menschheit), integraler Bestandteil des wahren Heilsverständnisses ist, läßt sich mühelos eine bewußte Tendenz zu einseitigem und negativem Heilsverständnis im Sinne eines schrankenlosen „Horizontalismus“ herauslesen.

Einen ähnlichen Eindruck hinterläßt Sektion 3 des zweiten Teils dieses Berichtes: „Das Heil in vier Dimensionen.“ Es bleibt kein Raum für die vertikale, die *Hauptdimension*, nach der das Heil die Vervollkommnung des einzelnen voraussetzt als Teil eines Gesellschaftsorganismus, der gegen die Sünde kämpfen soll, die in uns und um uns ist, damit wir in der lebendigen Gemeinschaft mit Gott in der zeitlichen und ewigen Welt Erfüllung finden. Es ist nur recht und billig zu sagen, daß jeder Mensch ein angeborenes Recht auf günstige Lebensbedingungen hat, um in seinem Streben

nach einem erfüllten Leben Vollkommenheit zu erlangen; und wir glauben, daß wahre Erfüllung ihre Krönung darin findet, daß der fleischgewordene Gottessohn Menschengestalt annahm. Aber man kann sich der Ansicht nicht anschließen, daß man dort, wo menschenwürdige Lebensbedingungen nicht gegeben sind, heute auch nicht vom Heil der Welt sprechen kann. Denn das Heil ist nicht eine „Beigabe“ zum Dasein, kein „Extra“ für die, die ohnehin schon unter günstigen Bedingungen leben, sondern es ist ein Weg für den Menschen zur Erfüllung, ganz gleich, unter welchen Bedingungen er lebt. Diesen Weg mit Gottes Führung zu beschreiten, verlangt von uns Menschen große Anstrengungen und ist manchmal nur möglich im Kampf gegen Ausbeutung und Ungerechtigkeit.

In den Dokumenten sind Behauptungen enthalten, die in der Bibel keine eindeutige und direkte Bestätigung finden. Folgendes Zitat (am angegeb. Ort Seite 187) zum „Dialog mit Vertretern der Religionen und Ideologien unserer Zeit“ mag als Beispiel dienen: „Unser Dialog soll offen und frei sein . . . Bei offensichtlich unüberbrückbaren Gegensätzen werden wir an die Verheißung unseres Herrn denken, daß uns der Geist in alle Wahrheit leiten wird.“ Gelten aber diese Worte des Evangeliums für den Dialog zwischen verschiedenen Religionen? Und stellt sie nicht der leichtfertige Umgang mit ihnen in Gegensatz zu der exegetischen Tradition der Alten Einen Kirche?

Der Erlösungsbegriff der Bangkok-Konferenz spiegelt (soweit wir das nach den Abschluß-Dokumenten beurteilen können) bis zu einem gewissen Grade die Tendenz wider, ohne jede Bindung an die Vergangenheit zu leben. Doch nach den Worten eines bekannten russi-

schen Kirchengeschichtlers „wird die Kirche der Gegenwart, die keine enge Verbindung zur Kirche der Vergangenheit und Zukunft hat, bald zu einer Kirche der Vergangenheit. Die künftigen Generationen werden sie ebenso vergessen, wie sie selbst die Kirche der Vergangenheit vergessen hat“. (Siehe E. Akvilonov, Die Kirche, St. Petersburg, 1894 — freie deutsche Übersetzung.)

Die fast ausschließliche Herausstellung des „Horizontalismus“ bei der Erörterung des Heils kann viele Christen, denen die geheiligten Traditionen der Alten Kirche teuer sind, zu der Überzeugung bringen, daß die ökumenische Bewegung heute unter einer neuen Versuchung steht, nämlich daß sie sich scheut, den gekreuzigten und auferstandenen Christus als Gottes Macht und Gottes Weisheit zu verkündigen, und daß sie dieser Versuchung erliegend und aus Furcht, als nicht mehr ganz zeitgemäß zu erscheinen und an Popularität zu verlieren, das Wesen seines Evangeliums stillschweigend übergeht.

Es kommen einem die Worte des großen Heidenapostels, die in den Dokumenten der Bangkok-Konferenz weder wörtlich (sofern das überhaupt nötig ist) noch sinngemäß Widerhall gefunden haben, in den Sinn: „Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben“ (Röm. 1, 16). „Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zu Gefallen? . . . wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht“ (Gal. 1, 10).

Wir hoffen und wünschen, daß der Ökumenische Rat der Kirchen in vereinten brüderlichen Anstrengungen dieser Versuchung widersteht und solchen Tendenzen

Einhalt gebietet. Es könnte sonst der heiligen Sache der Einheit in Jesus Christus, unserem Herrn und Erlöser, der da ist „gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8), schwerer Schaden zugefügt werden.

In christlicher Liebe und aufrichtiger Verehrung,  
Patriarch Pimen von Moskau und GANZ-Rußland

Die Mitglieder der Heiligen Synode:

Metropolit Nikodim von Leningrad und Nowgorod  
Metropolit Filaret von Kiew und Galizien, Exarch der  
Ukraine  
Metropolit Serafim von Krutitsy und Kolomna  
Metropolit Juvenali von Tula und Belew  
Metropolit Nikolai von Lwow und Ternopol  
Bischof Melchisedek von Penza und Saransk  
Bischof Germogen von Kalinin und Kaschin  
Metropolit Aleksii von Tallinn und Estland  
Der Kanzler des Moskauer Patriarchats

Moskau, den 7. August 1973

(Vorläufige Übersetzung aus dem Englischen aus epd-  
Dokumentation 35/1973, S. 102—104)

## Von Bangkok nach Djakarta

Die Genfer Zentrale des Ökumenischen Rates schafft zielstrebig auf die Weltkirchenkonferenz 1975 in Djakarta zu. Nichts könnte wohl dem ökumenischen Stab lieber sein als eine deutsche Christenheit, die sich in Nachhutgefechten von Bangkok verzettelt. Dann kann er um so ungestörter von den „theologischen Schulmeistern“ seine Zukunftsvision verwirklichen. Aber vielleicht sind die deutschen Vertreter, die Theologen, Kirchenleute und Evangelikalen zu einem gemeinsamen kritischen Beitrag herausgefordert. Wie gesagt: Zu einem gemeinsamen kritischen Beitrag. Damit würde auch an eine gute ökumenische Tradition angeknüpft. Man hat doch früher von Fachleuten wie Karl Heim und Schlunk, von Hermelink und Freytag, von Hartenstein und Dibelius, Schlink, Niemöller, Lilje, Meyer kritische Hilfen direkt erwartet! Ist dagegen der Bangkok-Jubel nicht etwas Kümmerliches?

*Worüber man sich rückblickend wohl einigen könnte*

Lange Zeit wurde es so dargestellt, als ob Professor Dr. Beyerhaus mit seiner kritischen Bangkok-Schau ein nicht ganz ernstzunehmender Außenseiter wäre. Selbst Evangelikale waren sich nicht zu gut dazu, zu sagen: „Ich habe ja auch manche Anfragen an Bangkok; aber so, wie es Beyerhaus macht, geht es nun doch nicht!“ Inzwischen hat Beyerhaus beachtliche Argumente und sonst geheimgehaltene Dokumente veröffentlicht (Peter Beyerhaus, Bangkok '73, Anfang oder

Ende der Weltmission, Liebenzell 1973). Man wird sich ein bißchen mehr als bisher anstrengen müssen, um ihm gerecht zu werden.

Dazuhin hat er eine ganze Reihe unerwarteter, aber höchst potenter Bundesgenossen bekommen. Wie gesagt bis hin zur Russisch-Orthodoxen Kirche. Aber auch der Deutsche Evangelische Missions-Rat und manche deutsche Missionsgesellschaft hat direkt oder indirekt ein wenig Kritik an Bangkok geübt — oder doch mindestens ihr eigenes Heils- und Missionsverständnis gegenüber den verwirrenden Aussagen von Bangkok geklärt.

Darum ist es wohl an der Zeit, auch in Sachen „Kritik an Bangkok“ zu versuchen, eine Gemeinsamkeit zu finden. Man könnte sich doch wohl, ohne das Gesicht zu sehr zu verlieren, auf folgende Punkte einigen:

- a) Es ist unerhört, daß die offizielle deutsche Bangkok-Dokumentation beinahe ein Dreivierteljahr auf sich warten ließ.
- b) Es ist unverständlich, daß diese Dokumentation unvollständig ist. Es fehlen gerade die wichtigen Beschlüsse, Empfehlungen und Berichte der Bangkok-Vollversammlung der Kommission für Weltmission und Evangelisation. Statt dessen wurde ein tendenziöser nach-bangkokter Zeitschriftenaufsatz abgedruckt.
- c) Die Auseinandersetzung war erschwert durch das lange Ausbleiben der Papiere, durch den in Bangkok praktizierten neuartigen Tagungsstil und durch den bis heute anhaltenden Nebel über dem Stellenwert der beiden Bangkok-Tagungen.
- d) Die „Vor-Konferenz“ (seit 1961 gibt es ja eigent-

lich keine Missionskonferenzen mehr) zum „Heil heute“ mühte sich über der Bibel um ein geistlich fundiertes Verständnis vom Heil Gottes. Aber die Ergebnisse der Bibelarbeitsgruppen standen fast unverbunden neben der übrigen Tagungsarbeit. Darauf hat gleich nach seiner Rückkehr von Bangkok Landesbischof D. Claß bedauernd hingewiesen.

- e) Diese Bangkokener „Vor-Konferenz“ hat wichtige Fragen angesprochen. Dabei ließ man besonders die Brüder von der Dritten Welt zu Wort kommen. Aber die in Bangkok angebotenen Lösungen waren unausgereift und darum ungenügend.
- f) In Bangkok wurde die Dringlichkeit zu wenig erkannt, die hinter der Sache der Mission steht. Glaube an Jesus muß geweckt werden! Darum — der Deutsche Missions-Rat hat darauf besonders hingewiesen — wurden auch zu wenig Impulse missionarischer Art an Kirchen und Missionsgesellschaften gegeben.
- g) Bangkok hat das „Heute“ stärker von einer menschlichen Analyse der gegenwärtigen Weltsituation her verstanden, anstatt diese Situation im Licht des großen, seit Jesus angebrochenen und auf die Vollendung des Reiches Gottes zielenden „Heute Gottes“ zu sehen.
- h) Bangkok hat sein Augenmerk viel mehr auf das gerichtet, was der Mensch an Heil im sozialen und politischen Bereich verwirklichen soll, als auf das, was Gott an Heil verwirklichen kann und will: Er vergibt Sünde, er schafft neues Leben, er überwindet den Tod, er besiegt Dämonen, er bringt die neue Welt!

- i) Die Empfehlung einer eventuellen Verwendung der durch das Moratorium eingesparten Gelder „für neue Wege der Missionserziehung“ und für Unterstützung derer, „die für Freiheit von ungerechten und entmenslichenden Systemen kämpfen“ war ungeschickt und unverantwortlich.
- k) Die sehr pauschale Schelte früherer Missionare war genauso fragwürdig wie das — subjektiv sicher ehrlich gesprochene — pauschale „Herr, vergib uns“, das im Regiebuch der Konferenz schon vor Beginn vorgesehen war. So leicht wird man mit der Geschichte der Mission nicht fertig! Die Mission darf doch mindestens das „gerecht und Sünder zugleich“, das Potter für die gegenwärtige ökumenische Bewegung in Anspruch nimmt, auch auf sich beziehen.
- l) Man hat in Bangkok sehr unkritisch ideologische Zungenschläge (ob sie nun maoistisch oder nationalistisch oder beides waren) durchgehen lassen und hat auch nicht gebremst, wenn politische Parolen kurzschlüssig mit der durch Christus erworbenen Freiheit und Versöhnung in Zusammenhang gebracht wurden.
- m) In der Frage des Dialogs mit Menschen anderen Glaubens hat man viel zu wenig den russisch-orthodoxen Einwand beachtet, daß Religionen und Philosophien auch Hindernisse auf dem Weg des Menschen zu Christus sein können.
- n) Überhaupt blieben manche wichtige Arbeiten und Einsendungen zum Thema „Heil heute“ in irgendwelchen Genfer Schubladen liegen.
- o) In der durch das Konferenzthema wichtigsten Aussage über das „Heil heute“ blieb man weit hinter

dem biblischen Heilsverständnis zurück: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“

Vielleicht kann nicht jeder Bangkok-Fachmann den Satz der Russisch-Orthodoxen unterschreiben, daß sich die ökumenische Bewegung „scheut, den gekreuzigten und auferstandenen Christus als Gottes Macht und Gottes Weisheit zu verkündigen“. Aber man sollte wenigstens diesem Vorwurf nachdenken. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig bisher sachlich auf kritische Argumente eingegangen wurde. Verlernen wir denn allmählich theologische Auseinandersetzung? In der Frage der Wahrheit haben Emotionen nichts zu suchen.

### *Was man in Zukunft gemeinsam kritisch angehen könnte*

Im August 1973 hat in Genf — zugleich im Zeichen des 25. Geburtstages der Ökumene — der Zentralauschuß getagt. Dabei sind in großer Offenheit Überlegungen auf den Tisch gelegt worden, denen man dringend höchst kritisch nachdenken sollte. Möglichst gemeinsam.

- a) Da ist zuerst der „neue Stil“. Er wurde offenkundig in Bangkok angewandt. Er soll auch in Zukunft praktiziert werden. Um was geht es? Potter und seine Mitarbeiter reden sehr unbefangen davon, daß sie sich von theologischen Auseinandersetzungen nicht viel versprechen. Daß damit die Grundfrage der Einheit der Kirche gestellt ist, wollen sie nicht wahrhaben. Für sie ist es eine Stilfrage. Das bisherige theologische Denken ist „scholastisch“, „cartesiansch“, „griechisch“, kurz „weiß“.

Gesucht werden „Formen theologischer Reflexion, die sich weder des Wortes noch bestimmter Konzeptionen als Ausdrucksmittel bedienen“. So Potter. Was soll das? Kann in Zukunft nur noch der „theologisch“ mitreden, der Posaune spielt oder der tanzen kann? Wie hat man in den letzten Jahren auf den Jesus-People herumgehackt und auf den Evangelikalen, sie sollten sich doch einmal rasch auf den theologischen Hosenboden setzen! Wie haben sich die Fronten verkehrt! Plötzlich nennt nun M. M. Thomas die Evangelikalen in einem Atemzug mit den Vertretern von „Glaube und Kirchenverfassung“, weil sie die Fahne der Theologie hochhalten und damit offenbar den ganzen neuen Stilaufbruch der Ökumene seit Genf 1966 und Uppsala 1968 blockieren.

Theologie ist doch kein „weißes Sonderfündlein“! Theologie hat es doch mit dem Dogma, mit dem Weg der Christenheit durch die Jahrhunderte zu tun. Mit der „Ökumene durch die Jahrhunderte“. Darf man dann die Theologie so abwerten, wie das jetzt plötzlich geschieht? Es ist höchste Zeit, daß man einmal dem nachdenkt, was Beyerhaus seit langem unter dem Stichwort „gruppendynamisches Experiment“ anmahnt. Die Sache kann doch nicht dadurch aus der Welt geschafft sein, daß einige Bangkok-Fahrer der Meinung sind, sie seien nicht manipuliert worden.

- b) Überprüfenswert ist auch das neue Heilsverständnis in den Zielsetzungen des Ökumenischen Rates. Wenn die Grundgefährdung des Menschen nicht mehr darin besteht, daß man ewig verlorengelassen kann, dann allerdings sind die alleinigen und

belastendsten Nöte der Menschheit Hunger und Krieg, Ausbeutung und Umweltverschmutzung. Und wenn man nicht mehr mit einem Gott rechnet, der unmittelbar in die Welteingreift, dann muß man wirklich alles dransetzen, durch politische und revolutionäre Aktionen das Heil zu schaffen. Nun findet sich in keinem ökumenischen Dokument der letzten Zeit der Satz, daß Gott nicht in die Welt eingreift. Es wird auch nicht bestritten, daß der Glaube an Jesus vor ewiger Verlorenheit befreit. Aber es wird in dieser Weise auch nicht bezeugt. Darum möchte ich fragen, nicht in der Überheblichkeit der Ketzer-richterei, sondern in der Sorge der letzten Betroffenheit, ob die derzeitige Hauptströmung im ökumenischen Fluß nicht allein von daher verständlich ist, daß man nicht nachsprechen kann: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht.“

- c) Gemeinsam könnte auch untersucht werden, ob Genf nicht zu einem ganz neuen Ziel der Einheit aufgebrochen ist. Die deutsche Christenheit hat sich in den letzten Jahrzehnten ganz stark dem einen Grundstrom der Ökumene verbunden gefühlt, der „Glaube und Kirchenverfassung“ hieß. Dieser Strom ökumenischer Arbeit zielte auf die Einheit in der Lehre. Diese Bemühung wird heute als konservative Verstockung verstanden. Statt dessen wird einlinig das Ziel angepeilt: eine ökumenische „Gemeinschaft, die im gemeinsamen Dienst an der Welt verwirklicht wird“. Wie M. M. Thomas in Genf sagte, sei der Prüfstein der Wahrheit und die verbindende Gemeinsamkeit nicht in Lehren und formulierbaren Überzeugungen zu finden, sondern etwa in „nicht-

verbalen Symbolen“ oder „politischen Aktionen“. Im ökumenischen Ringen der Gegenwart gehe es darum, „der Wahrheit in der Kirche und für die Welt durch eine Vielfalt lebendiger Formen, losgelöst von der Theologie, Ausdruck zu verleihen“.

Damit man sich auch in etwa ein Bild davon machen kann, wie das praktisch aussieht, wird jetzt schon Einblick gegeben in die Vorbereitungswerkstatt von Djakarta. Wenig Dokumente, wenig Material, wenig Referate! Dafür Begegnung, Feier, Tanz, Schauspiel, Kassettenrecorder, Kunst, Begegnung mit Menschen anderer Religionen, Filme von China und Indochina. Es soll um die Entstehung einer Weltgemeinschaft auf allen Ebenen gehen. Und um die Befreiung des Menschen. Und um die Zentralität Jesu. „Jesus befreit und eint.“ Aber schon allein die Sektion „Bekenntnis zu Christus heute“ ist so vorgeplant, daß es um den planetarischen und sozialen Hintergrund dieses Bekenntnisses geht und daß im Bereich des „persönlichen Bekenntnisses“ vor allem daran gedacht ist, zusammen mit Menschen anderer Religionen nach dem Sinn des Lebens und des Todes zu fragen. Ob das wohl einen Sinn hat? Ich kenne Christen, die seit Jahren gelähmt im Bett liegen und keinerlei Sinn in ihrem Leben und Leiden sehen. Können Christen die Sinnfrage beantworten? Haben sie nicht im Bekenntnis zu Christus ganz anderes zu sagen? Die Antwort auf die Schuldfrage. Den Hinweis auf die Machtfrage (zum Ganzen siehe epd-Dokumentation 35/73).

Auf solch einer Konferenz kann man doch nur entweder mitjubeln oder untergehen. Außer: die evangelische Christenheit in Deutschland besinnt sich darauf, ob sie

nicht doch eventuell gemeinsam etwas kritisch zu diesem ganzen Trend zu sagen hätte.

## Mission — ein Muß

Beim ersten Morgengrauen hasten ein paar Männer über einsame Geröllhalden. An der Art, wie sie Ausschau halten, merkt man, daß sie hinter etwas her sind. Und dann hört man auch ihr langgezogenes dringliches Rufen: „Jesus! Jesus!“

So schildert es das Markusevangelium in seinem ersten Kapitel. Jesus wird gesucht. Drinnen in der Hafenstadt am See Genezareth geht's zu wie am Markttag. Alles wegen Jesus. Alle wollen Jesus sehen und hören.

Aber Jesus ist draußen in der Einsamkeit. Er spricht mit seinem himmlischen Vater. Er braucht das. Mitten hinein in dies vertraute Gespräch zwischen Jesus und dem Vater platzen die Jünger: „Komm, du hast Resonanz gefunden. Sie haben endlich begriffen, daß du etwas Besonderes bist. Komm!“

Aber Jesu Blick ist in die Ferne gerichtet. „Laßt uns in die anderen Städte gehen. Dort muß ich auch predigen. Dazu nämlich bin ich gekommen!“

Das ist Mission! Dieser „impuls to go“, dieser „Impuls zu gehen“ macht Mission aus. Dieser Antrieb, der nicht nachgeben kann, solange es noch Menschen gibt, die die letzte Wahrheit noch nicht wissen.

So war das bei den ersten Aposteln. Sie konnten es nicht lassen zu reden von dem, was sie gesehen und gehört hatten. Mission, werbendes Reden von Jesus, glaubenweckendes und glaubenstärkendes Reden von Jesus war keine Ermessenssache. Sie war ein Muß. „Denn daß

ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es tun! Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte! Denn ich tue es nicht aus eigenem Willen. Mir ist dies Amt befohlen.“ So sagt es Paulus.

Ebenso war es quer durch die Kirchengeschichte bei ein paar Außenseitern, bei ein paar Belächelten und oft bis heute Vergessenen. Sie kriegten den Impuls, von Jesus weiterzusagen, nicht vom Hals. Sie mußten die Grenze zwischen Glauben und Unglauben mit der Botschaft von Jesus überschreiten: die iroschottischen Mönche und die nestorianischen Missionare, der Jesuit Franz Xavier und der slowenische Pfarrer Primus Truber, der mitten in der Reformationszeit von Württemberg aus Schriftenmission trieb hinein in den von der Gegenreformation verschlossenen Bereich seiner Heimat.

Oder da war der englische Flickschuster William Carey († 1834), der eine missionarische Kettenreaktion auslöste, bloß weil er in heiliger Sturheit bei der Parole blieb, über die man sich im vornehmen englischen Kirchentum den Bauch vor Lachen hielt: „Die Christen haben sich für die Bekehrung der Heidenvölker einzusetzen.“ Und als man ihn nicht hörte, da zog er selbst hinaus und wurde zum Pionier des Missionszeitalters, das nun im 19. Jahrhundert endlich in Europa anbrach. Die Missionare zogen doch nicht deshalb hinaus, weil sie ihr eigenes Seelenheil durch Großtaten erkämpfen wollten, sondern weil da dieser Impuls war, dieses Muß: „Wir können's ja nicht lassen!“

Es waren nicht die großen Kirchen, die diesen Ruf aufnahmen. Sie sprechen heute gewaltig mit, wenn es um die Gestaltung und Neuorientierung der Mission geht.

Aber sie verwalten etwas, was sie nicht selbst gepflanzt haben. Damals war Missionarsein etwas, das nicht für einen richtigen studierten Pfarrer taugte. Das war etwas für die Bauernburschen vom Remstal und von der Lüneburger Heide. Ebenso waren die Kreise, die mit treuen Opfern die Aussendung der Missionare möglich machten, „nicht viel Weise, nicht viel Edle nach dem Fleisch“! In eigenen Vereinen, in freien Werken, unabhängig und unversorgt von der Kirche taten sie ihren unermüdlichen Dienst. Schon damals wurde dieser Einsatz heftig und überheblich in Frage gestellt: draußen von den Kolonialregierungen und zu Hause von den liberalen Besserwissern. Sie stellten schon damals dauernd die Frage, was denn die Christen für ein Recht hätten, andern Leuten „ihren Glauben aufzudrängen“. Trotz alledem, trotz Alleingelassenwerden, trotz Wegsterben von Generationen von Missionaren am Schwarzwasserfieber, trotz Geldmangel, trotz Infragestellungen, trotz Behinderungen blieb es dabei: „Laßt uns die Frohe Botschaft tragen von Volk zu Volk, von Land zu Land. Wir wollen unerschrocken sagen, was unser Herz in Jesus fand.“

### *Mission ist notwendig*

Wirklich? Ist Mission wirklich notwendig? Für jeden, der denken wollte und konnte, hatte doch schon Lessing in seinem „Nathan“ die Frage gestellt: „Habt ihr Christen denn wirklich die letzte Wahrheit? Steckt nicht vielmehr in *allen* großen Religionen ein Körnchen Wahrheit? Und ist nicht darum die Hauptsache, daß man anständig lebt und daß man versucht, von anderen zu lernen?“

Das verwässerte Vernunftchristentum war begeistert. Toleranz wurde von jetzt an zum religiösen Leitbegriff. Bekehrung wurde zu einem negativen Reizwort, zu einem als verwerflich angesehenen Unternehmen von Seelenvergiftern.

Aber man hatte damit Jesus und sein Wort nicht auf seiner Seite. Im Grunde genommen — von wenigen kleinen Religionsgruppen abgesehen — gibt es in vier wesentlichen Bereichen grundlegende Unterschiede zwischen der Christusbotschaft und den Religionen.

Bei allen Weltanschauungen ist Gott etwas Innerweltliches: ein Götze, die Nation, die Ahnen, die „Tiefe des Seins“ oder ähnliches. Für Jesus ist Gott Schöpfer und Richter der Welt. Er wirkt in die Welt hinein, aber er steht außer, vor und über ihr.

Alle Religionen und Ideologien rechnen mindestens noch mit einem „guten Kern“ des Menschen. Jesus bezeugt, daß aus dem Herzen des Menschen arge Gedanken kommen wie Mord (Mord!!), Ehebruch, Hurerei, falsches Zeugnis, Lästerung.

Die Religionen sehen im Grunde genommen alle den Weg zur Erlösung des Menschen darin, daß sich der Mensch zu moralischen Höchstleistungen aufrappelt. Das macht ihn vor der höchsten Instanz gerecht. Jesus aber ist gekommen, um Sünder in seine Gemeinschaft zu rufen und Heil denen zu gewähren, die an ihn glauben. „Mit Jesus“ kann selbst ein am Kreuz hängender Mörder in Gottes Welt kommen.

In allen außerchristlichen Religionen wird die Hoffnung für die Welt darauf gesetzt, daß irgendwann einmal die Menschheit ein Einsehen hat und

sich für die Umwandlung der Welt in ein Paradies einsetzt. Jesus lehrt uns, daß es mit Welt und Menschheit nur immer noch schlimmer werden wird und daß das Heil für die Welt darin besteht, daß er wiederkommen wird in großer Macht und Herrlichkeit.

Schon allein diese vier Punkte für sich genommen, müßten dazu nötigen, das nun weiterzusagen, was uns durch treue Zeugen anvertraut wurde. Kann ein Christ so unbarmherzig sein, daß er dies Wissen für sich behält, solange es noch Menschen gibt, die von dieser Elementarinformation Jesu nichts wissen?

Aber hinter dieser Frage taucht die viel grundsätzlichere Frage auf: Kann denn Jesus überhaupt verlässliche Elementarinformationen bieten? Ist Jesus nicht eben nur ein beliebiger Religionsstifter unter vielen anderen? Ist er nur ein Prophet unter Tausenden von Propheten aller Schattierungen? Ist das, was er gesagt hat, seine private Meinung, die ebensoviel wert ist wie meine private Meinung? Bringt er eben einen Diskussionsbeitrag ein unter vielen anderen, oder ragt sein Beitrag meilenweit heraus über alle anderen?

Es geht also um die Frage, die in der Theologie jahrhundertlang verhandelt wurde unter dem falsch gestellten Thema: „Der Absolutheitsanspruch des Christentums.“ Es ging doch gar nicht um die Absolutheit des Christentums. Das ist fragwürdig genug, Gott sei's geklagt! Es geht doch um die Einzigartigkeit Jesu. Ist er einzigartig oder nicht?

Wir werden diese Frage je nachdem beantworten, wie wir zur Auferstehung Jesu stehen. Entweder ist da einer, auf den Gott nicht verzichten konnte, oder aber

ist Jesus im Grab vermodert und darum völlig unerheblich. Entweder ist dieser Jesus einer, den Gott uns auf ewig zudachte, oder aber ist Jesus eine Gestalt der Vergangenheit wie Walther von der Vogelweide. Entweder hat Gott diesen Jesus als Zentralgestalt der Weltgeschichte vor allen anderen Todverfallenen groß herausgestellt, oder aber ist Jesus genauso nebensächlich wie all die Millionen, die zu Staub und Asche wurden. Entweder ist Jesus uns als Auferstandener dazu von Gott präsentiert, daß wir an ihn glauben und mit ihm rechnen sollen, oder aber ist Jesu Sache und Wort genauso erheblich oder unerheblich wie die Sentenzen des Heraklit.

Wenn ich mit Jesus als dem Auferstandenen rechne, dann heißt das: Er ist wichtig! In ihm allein ist das Heil! Wer an ihn glaubt, ist gerettet. Wer seinen Namen anruft, kann in Ewigkeit alle Angst weglegen. Wer ihn hat, ist in der Wahrheit und erfährt bei ihm die Wahrheit über sich selbst und die Welt. Das aber muß ich weitersagen! Man muß es wissen: In ihm ist Gewißheit, Vergebung, Hoffnung. So notwendig ist Mission. So notwendig ist die Mitteilung von Jesus.

### *Mission und Diakonie*

Es ist nicht die einzige Aufgabe des Christen, zu missionieren oder zu evangelisieren. Seit der Zeit der Urgemeinde war es für jeden rechten Christen schlicht selbstverständlich, mit allen seinen Kräften seinen Nächsten zu lieben. Bis zum heutigen Tag meines Lebens ist mir noch nicht ein einziger Christenmensch begegnet, der in Wort oder Schrift behauptet hätte: „Nächstenliebe ist Zeit- und Geldverschwendung! Al-

lein und ausschließlich wichtig ist es, daß ein Mensch zum Glauben an Jesus kommt.“ Solch eine Behauptung gibt es nicht.

Darum war es auch für die Mission aller Jahrzehnte selbstverständlich, daß Krankenpflegestationen aufgebaut wurden, daß man Sprachen erforschte, Kakaopflanzungen anlegte, daß man Schulen bauen ließ, daß Hebammenkurse durchgeführt wurden, daß Maschinennähen beigebracht wurde. Die Geschichte der Mission ist ein glänzendes Kapitel der Kirchengeschichte, wenn es um die Phantasie und den Einsatz der dienenden Liebe geht. Mission war zu allen Zeiten eng verbunden mit der notwendigen Diakonie.

Aber die Missionare sprachen nicht gerne laut davon. Erst jüngst hat das die äthiopische Mekane-Yesus-Kirche festgestellt. Man sprach nicht laut davon, daß meist über zwei Drittel des gesamten Missionsetats für das verwendet wurde, was wir heute etwas sehr großspurig „Entwicklungshilfe“ heißen.

Für dies Stillschweigen gab es drei Gründe. Da war zuerst der Vorwurf der Freidenker, der Atheisten. Sie sagten: „Die Missionare sprechen von Gott und meinen Kattun.“ Man unterstellte also den Missionaren, daß es bei ihrem Schul- und Handwerkerunterricht letztlich darum ginge, neue Absatzmärkte für die amerikanische und europäische Industrie zu erschließen. Das war natürlich eine üble Unterstellung. Aber wie alle Unterstellungen und Verleumdungen fand sie bis hinein in unsere Tage Gehör. Und darum sprachen die Missionare — die damals kein Geld hatten für große Informationsaktionen für die Öffentlichkeit — weniger als vorher von Nähmaschinen und Saatgut, um nicht den Hetzern neue Munition zu liefern.

Der andere Grund lag im Geistlichen. Die Missionare sahen wohl besser als wir heute die übergroße Not bei den Eingeborenen. Ganz bestimmt aber sahen sie wesentlich klarer als wir, daß alle Hilfe nur ein Wassertropfen auf einen glühheißen Felsen war. Schon von daher wurden sie demütig. Sie hatten bei allem diakonischen Einsatz keine großen Erfolgsmeldungen hinauszujubeln. Sie lebten einfach mit dem Wort Jesu, die linke Hand nicht wissen zu lassen, was die rechte tut.

Der letzte Grund war wohl der einschneidendste. Seit der Säkularisation, seit dem Einbruch der Welt und der Vernunftreligion in die Kirche hatte man zielstrebig damit begonnen— siehe Lessing —, glaubenwerbende Verkündigung zu unterscheiden und zu trennen von der Tat der Liebe. Bekehrungseifer war verwerflich, Nächstenliebe war gut. Das wurde bis weit hinein in die Kirchen nachgeschwätzt. Heute sind wir in Kirche und Welt überrollt von einer wahren Springflut dieses Denkens: „Andern Menschen Gutes zu tun ist die Hauptsache für einen Christen; aber die Bekehrung eines Buddhisten ist eine Schweinerei.“ Von dieser Ecke der Vernunftreligion her war die Mission umstritten. Sie war angefochten. In dieser Lage gab es eine große Versuchung für die Missionsleute. Sie hätten ja in ihren Berichten nur etwas weniger von Missionspredigten und Taufen erzählen müssen und dafür um so mehr von Kunstdünger, Landbauschulen und Impfungen. Mit einem Schlag wäre das liberale Publikum begeistert gewesen von der Sache der Weltmission. Man hätte die Mission hochgejubelt zu einem wesentlichen Bestandteil des Christentums. Aber das alles wäre eben auf Kosten der Wahrheit geschehen, der Wahrheit nämlich,

daß Gottes Heil auch dort sein kann, wo einem Menschen Leib und Seele verschmachten, und daß darum die Verkündigung von dem Heil Gottes in Jesus die Hauptaufgabe der Mission bleiben muß.

Mission ist bis heute darauf aus, Not zu wenden. Aber es gibt Gründe, davon nicht zu laut zu reden. Überhaupt: Selbstverständlichkeiten muß man nicht hinausposaunen.

### *Mission — notwendig*

Gerade unsere Zeit lechzt nach Menschlichkeit. Das ist verständlich. Aber meinen wir wirklich, nur mit materieller Hilfe könne Menschen geholfen werden? Das wäre zutiefst materialistisch gedacht, unrealistisch, unsachlich.

Der Überbevölkerung Indiens kann man doch nicht wehren durch ein Erziehungs- oder gar Sterilisierungsprogramm. Solange Hindus davon überzeugt sind, daß es ein Zeichen göttlicher Gnade ist, wenn sie noch im hohen Alter Kinder zeugen können, solange ist wichtiger als alle Erziehungsprogramme der Ruf zu Jesus. Er lehrt uns, die Gnade Gottes an anderen Dingen als am Hormonhaushalt abzulesen.

In den Berichten deutscher Missionsschwestern hat mich immer beeindruckt, wenn sie von den Schwierigkeiten des Hygiene- und Krankenpflegeunterrichts sprachen. Da kann ich noch so oft das Händewaschen und ähnliche Dinge elementarer Hygiene lehren; viel Sinn hat es nicht, solange die Kinder sich nach dem Händewaschen im sumpfigen Dorftümpel aalen, weil das eben religiöse Pflicht, religiöse Waschung ist. Eine klare Got-

tesverkündigung kann begreiflich machen, daß das tägliche Bad in der Schmutzpfütze nicht Gottes Gnade garantiert. So kann die missionarische Verkündigung den Weg frei machen zu den so harmlos scheinenden Dingen der Hygiene. Solange man nicht durch ein anderes geistliches Verständnis einsieht, daß Kranke keine von Gott gestraften Menschen sind, die ihre Not zu Recht durchleiden, ist aller Krankenpflegeunterricht umsonst.

Was hilft es, junge Indonesier in einem Landbauzentrum auszubilden, wenn sie nicht parallel dazu durch das Evangelium befreit werden von der Versklavung unter die Herrschaft der heimatlichen Medizinmänner, die den Termin für Saat und Ernte bestimmen wollen?

Die Reihe könnte noch lange fortgesetzt werden. Aber das soll bewußt nicht geschehen. Weil sonst — wie in vergangenen Jahrzehnten — der Eindruck entstehen könnte, die Evangeliumsverkündigung müsse schmackhaft gemacht werden durch den Hinweis auf soziale, notwendende Auswirkungen der Verkündigung. Das aber hat die Verkündigung von Jesus nicht nötig. Die auf Glauben zielende erweckliche, missionarische Verkündigung hat ihren Eigenwert. Sie bezeugt selbst für einen Menschen, für den Tod und Not unausweichlich sind: „Auch in der Hölle ist Gott da!“

Das Evangelium vom Reich muß gepredigt werden. Und zwar allen Völkern. Das ist Jesu klarer Wille. Diese missionarische Verkündigung, die auf Glauben und Jüngerschaft zielt, kann durch gar nichts ersetzt werden, nicht einmal durch edelste soziale Anstrengung.

## *Mission oder was sonst?*

„Mission is out!“ Mission sei aus der Mode gekommen. Das hat jüngst Philip Potter, der Generalsekretär des Weltkirchenrates, nüchtern konstatiert. Er meinte damit, daß sich die Mehrzahl unserer Zeitgenossen nicht mehr für die Unterstützung der Weltmission gewinnen lasse.

Vermutlich war das noch nie anders. Wo man noch nicht oder schon nicht mehr weiß, welchen Reichtum man in Jesus hat, wird man auch für die Mission nichts übrig haben können. Es war immer ein sehr kleines Häuflein, das sich für die Sache der Mission eingesetzt hat.

Anders ist es, wenn die „Hungeruhr“ auf den Plätzen unserer Städte in der Adventszeit tickt und den Passanten mitteilt, daß in unserer Welt alle paar Minuten ein Mensch am Hunger verdirbt. Da gehen die Geldbeutel auf. Für soziale Tat ist auch heute die Mehrzahl der Menschen ansprechbar. Es wird geholfen, ob es sich nun um Biafra-Kinder oder um Kriegsopfer in Vietnam oder um Flüchtlinge in Bangladesch handelt.

Denselben Hilfsbereiten aber läßt es meist kalt, wenn er erfährt, daß alle paar Sekunden auf unserer Erde ein Mensch stirbt, der noch nie die Chance hatte, auch nur den Namen Jesu Christi zu hören. Was soll daran schlimm sein? Gottes Liebe ist groß. Er wird doch einen Menschen nicht verstoßen, der keine Gelegenheit zum Glauben hatte. Das meint man eben und meint dazu, damit werde es schon seine Richtigkeit haben. „Mission is out.“ Allerdings.

Soll man also Mission ersetzen durch Sozialhilfe? Man kann es gar nicht verkennen, daß der breite Strom öku-

menischer Äußerungen seit der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft in Genf 1966 in dieser Richtung fließt. Wohl gibt es hier und dort im ökumenischen Strom auch Wirbel und an den Rändern sogar ein paar gegenläufige Strömungen. Von diesen Wirbeln und Gegenströmungen erzählen deutsche Ökumene-reisende mit Vorliebe zu Hause. Man könnte, wenn man sich auf ihre Berichte verlassen würde, direkt den Eindruck bekommen, die Bekehrung Andersgläubiger sei das heilige Ziel der ökumenischen Verantwortlichen. Aber man muß schon die Dokumente studieren, wenn man nicht subjektiven Eindrücken aufsitzen will. Und die sagen es in großer Breite und Fülle, daß das Heil Gottes vornehmlich sozial verstanden sein will. Das Heil Gottes ist verwirklicht, wenn der Rassismus aufhört, wenn Kriege beendet werden, wenn Hunger gestillt wird, wenn der weiße Imperialismus in seine Schranken gewiesen wird.

Natürlich wurde etwa auf der zurückliegenden Welt-missionskonferenz in Bangkok auch sehr viel Frommes gesagt und getan. Aber Bangkok war doch kein Glaubenskongreß, sondern eine *Missionskonferenz*. Darum ist zu fragen, ob denn mehr als eben ein paar Sätzlein über Mission als Verkündigung zu finden sind. Wo steht denn schwergewichtig etwas davon, daß Christen im Tschad und in Deutschland, in Kano und in Kopenhagen nicht darauf verzichten können und dürfen, werbend von Jesus zu reden? Darauf hat selbst der Deutsche Missionsrat im Nachgang zu Bangkok bedauernd hingewiesen, daß wohl doch zu wenig Impulse missionarischer Art an Kirchen und Missions-gesellschaften gegeben worden seien (vgl. „Das Wort in der Welt“ 3/1971, S. 6).

Das war wohl nicht nur ein Ausrutscher. Die Verantwortlichen der gegenwärtigen Ökumene zielen ganz stark auf den Dienst an der Welt. Offenbar kann das sogar zu Lasten der Verkündigung gehen. Anders kann man doch wohl nur schwer die Sätze verstehen, die im Sommer 1973 in Genf gefallen sind: daß der Wahrheit durch eine Vielfalt von Formen Ausdruck zu verleihen sei „losgelöst von der Theologie“. Wahrheit lasse sich nun einmal nicht in Lehren oder „formulierbaren Überzeugungen“ fassen; sie müsse vielmehr in nichtverbalen Symbolen wie etwa auch in politischen Aktionen ausgedrückt werden (vgl. epd-Dokumentation 35/1973, S. 27).

Mission als glaubenweckende Verkündigung, als Überschreiten der Grenze zwischen Glaube und Unglaube mit der Botschaft von Jesus kann gar nicht anders als von der Überzeugung ausgehen, daß sich die Wahrheit Gottes auch in Worte fassen läßt. Wo das nicht mehr selbstverständlich ist, wird der Mission der Boden unter den Füßen weggezogen.

Eben das scheint immer wieder durch ökumenische Weichenstellungen zu geschehen. Mission soll durch soziales oder politisches Handeln ersetzt werden, mit dem Ziel, die Welt zu ihrem Besten zu verändern. Wer vor diesem Unternehmen warnt, wird mit den härtesten Verdammungsurteilen belegt. Philip Potter hat bei Gesprächen, die er 1972 in Deutschland führte, darauf hingewiesen, daß die Unterscheidung zwischen evangelistisch-missionarischem Handeln und zwischen sozial-diakonischem Eintreten eine „Irrlehre“ sei, die er, solange er in seinem Amt sei, mit allen Kräften bekämpfen wolle (vgl. „Das Wort in der Welt“ 1/1973, S. 11).

Nun, die bisherige Mission hat die Aufgaben der Ver-

kündigung und der Diakonie sowenig voneinander getrennt, wie man Tisch und Stuhl voneinander trennen kann. Aber unterschieden hat man Mission und Diakonie, so wie man Tisch und Stuhl unterscheiden kann und muß. Tisch ist nicht Stuhl, und Stuhl ist nicht Tisch. Ebensowenig sind Mission und Diakonie identisch, austauschbar. Wenn es je einmal soweit kommen sollte, daß man nach der Lehrauffassung des ökumenischen Generalsekretärs Diakonie und Mission nicht mehr unterscheiden dürfte, dann kann man leicht — wie das heute oft schon geschieht — Diakonie als Mission ausgeben, als „schweigende Verkündigung“, die das Wortzeugnis ersetzt.

Wie anders dachte man im ehemaligen Missionsrat. Bei der Integrationssitzung von Internationalem Missionsrat und Weltkirchenrat 1961 in Neu-Delhi schloß Bischof Newbigin seinen eindrücklichen Bericht mit dem Satz, daß die Krönung alles christlichen Handelns das Wort sei, das von dem Wohltäter wegverweise auf Jesus, die größte Gabe Gottes. Mission sei die notwendige Blickveränderung: „Do'nt look on us; look on HIM!“ Schaut nicht auf uns! Schaut auf IHN! (Neu-Delhi 1961, Dokumentarbericht, Stuttgart 1962, S. 542).

### *Mission ist unaufgebbar*

Gott hat uns das Heil erschreckend einfach gemacht. Er erwartet nicht mehr von uns den Nachweis absoluter Gesetzeserfüllung. Wer könnte den auch bringen? Gott ist gerecht, und er macht den gerecht, der an Jesus glaubt. Das ist die Auskunft der Bibel. Das Heil Jesu ist an keine anderen Bedingungen geknüpft als eben an den Glauben. Gottes Heil soll man nicht haben müssen.

Man darf sich im Glauben für dies Heil entscheiden oder im Unglauben dies Heil ausschlagen.

Und dieser Glaube ist nicht schwer. Er ist doch in erster Linie ein Gebetsglaube. Daß man mit dem lebendigen Jesus rechnet, zeigt sich daran, daß man seinen Namen anruft: „Herr, hilf mir, ich möchte dir gehören!“ Wer das sagen kann, steht im Heil. Dieses Heil kann nicht einmal der Tod mehr nehmen. Dies Heil kann durch keinen moralischen Rückfall in Frage gestellt werden. Dies Heil gewährt Gewißheit und ewiges Leben. So einfach ist der Weg zum Heil.

Das muß doch weitergesagt werden hinein in eine Welt, die sich um Gewißheit und um Rechtfertigung müht. Wer nicht an Gott scheitern will, braucht nichts als Jesus, nichts anderes als den Glauben an ihn. Christen wären barbarisch, wenn sie dies Wissen für sich behalten wollten. Wenn sie von diesem Wissen, das ihnen anvertraut wurde, schweigen wollten, wären sie unmenschlich, unbarmherzig, intolerant! Eine Christenheit, die hilft, aber nicht redet, ist unsozial, lieblos. Mission ist unaufgebbar. Sind wir so barmherzig, daß wir unserem Nächsten die Nachricht von Jesus nicht vorenthalten können?

Mission ist aber auch deshalb unaufgebbar, weil allein Jesus von der schlimmsten aller Nöte befreien kann. Wissen wir überhaupt noch, was die schlimmste Not ist? Jesus hat es seinen Leuten fast erschreckend klar gesagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und danach nichts mehr tun können. Ich will euch aber zeigen, vor wem ihr euch fürchten sollt: Fürchtet euch vor dem, der, nachdem er getötet hat, auch Macht hat, zu werfen in die Hölle. Ja, ich sage euch, vor dem

fürchtet euch!“ (Luk. 12, 4 ff.). An Gott kann man scheitern. So ist das gemeint. In den Gleichnissen Jesu sagt nicht der Teufel, sondern der Hausherr: „Ich kenne euch nicht! Weichet von mir!“ Das ist im Evangelium Jesu glasklar gesagt. Aber wir haben es so oft vergessen. Wie oft wurde selbst hier bei uns die Nachricht von Jesus in Watte verpackt und ein Ammenmärchen draus gemacht: „Schlaf, Kindlein, schlaf; Jesus macht schon alles gut!“ Ja: Jesus macht ganz gewiß alles gut bei denen, die zu ihm gehören wollen. Auf die persönliche Glaubensentscheidung kommt es an! Wie aber kann einer glauben, wenn ihm nicht zuvor werbend, überzeugend, eindeutig Jesus angeboten wurde? Mission ist unaufgebbar, wenn Menschen von der größten aller Nöte gerettet werden sollen.

Allerdings dreht sich gerade darum im Letzten der ganze große Streit in der Kirche, ob man noch damit rechnet, daß man ewig an Gott scheitern kann und daß das dann die Not aller Nöte ist. Wenn ich nicht mehr damit rechne, weil ich mir eine billige Jesus-Gnaden-Ideologie zurechtgezimmert habe, dann brauche ich auch niemand mehr zum Glauben zu rufen. Dann kann der Buddhist Buddhist bleiben, der Gleichgültige gleichgültig. Dann geht es nur noch um die Behebung anderer Nöte. Dann muß man alles daransetzen, Krieg und Hunger zu überwinden, Ausbeutung und Umweltverschmutzung unmöglich zu machen. Dann muß ich den Satz Jesu, daß man nicht Atombombe und nicht Krebs, dafür aber den lebendigen Gott fürchten soll, für eine blanke Blasphemie halten oder für eine Fälschung der Urgemeinde. Dann aber muß ich auch den anderen Satz der Bibel in den Kamin schreiben, den man sich nur selbst zum Schaden in den Kamin schreibt: „Wer den

Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht.“ Dieser Satz bringt die ganze Freudenbotschaft und den ganzen Ernst Jesu auf einen einzigen Nenner. Darum kann er uns auch helfen zu begreifen, daß Mission unaufgebbar ist. Unaufgebbar in unserer Nachbarschaft und im Busch von Nigeria.

Zuletzt ist Mission unaufgebbar, weil sie daran erinnert, daß Evangeliumsverkündigung immer auch Kampf ist. Schön wäre es ja, wenn wir immer nur voll großer Liebe und voll von wohltuender Werbung die Nachricht von Jesus weitersagen könnten. Aber seitdem die Apostel mit dem Evangelium von Jesus hinausschritten in das Judentum und vollends in die griechisch-römische Umwelt, mußten sie den Kampf aufnehmen mit falschen Götzen und mit ungöttlichen Vorstellungen. Sie mußten zuerst „Unkraut ausjäten“ und manchmal sogar „Urwald roden“, bevor sie den Boden für die Saat des Evangeliums aufbrechen konnten. Dämonen müssen ausgetrieben werden, teuflischen Mächten ist der Kampf anzusagen, verwirrende Ideologien gehören entlarvt. Verkündigung ist immer auch Kampf! Dieses Wissen kann allein die missionarische Verkündigung wachhalten. Wir merken ja heute oft gar nicht mehr, wieviel pralle und vitale Götzenreligion um uns her ist, die das Evangelium gar nicht zur Wirkung kommen läßt. Götzenkult der Sinnenfreude! Götzenkult der Habgier! Götzenkult eines fragwürdigen Einheitsdenkens! Götzenkult der Toleranz! Und vor allem der Götzenkult des titanischen Menschen! Der Mensch als der Schöpfer der kommenden besseren Welt. Der Mensch in dem gigantischen Unterfangen, seine eigene Unvollkommenheit zu überspielen und die heile Welt

zu schaffen. Der Mensch als Schöpfer. Der Mensch als Heiland. Der Mensch als Vollender. Der Mensch als Träger des guten Geistes. Hier wird Gottes Ehre brutal vom Menschen an sich gerissen und Gott aufs Altenteil verfrachtet. Angesichts dieses weltweiten Gottesfrevels bis hinein in die Kirchen und in ihre ökumenischen Weltbünde heißt Mission heute: Entgötterung des Menschen!

Was ist denn der Mensch? Ein Herkules, dem man eine Riesenaufgabe um die andere stellen kann? Ein Atlas, der die Last der Welt auf seinen muskulösen Schultern balanciert? Oder das, was Jesus sieht, wenn er Menschen ansieht, „versmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben“? Was ist denn barmherziger und wahrer? Die Sicht der Moderne oder die Sicht Jesu? Um des Menschen willen, um der Barmherzigkeit für den Menschen willen muß der missionarische Kampf angesagt werden der modernen Menschenvergötterung. Kämpferisch und werbend, in Liebe und in Auseinandersetzung muß gesagt werden — und zwar mit Worten gesagt werden —, was der Mensch nach Gottes Plan nicht sein darf und was der Mensch nach dem Willen des guten Hirten sein soll. Das muß gesagt werden. Von braunen, schwarzen, gelben und weißen Christen. Es muß gesagt werden in Württemberg und Westafrika.

Mission ist unaufgebbar. Mission ist ein Muß. Gerade heute.

Das kann nur der aus dem Auge verlieren, der nicht danach fragt, was Gott will. Wenn ich danach frage, was der Mensch will, braucht, für richtig hält, gelten läßt — ach was: wonach die Welt sehnsüchtig verlangt in ihrem Streben nach Frieden und Gerechtigkeit —, dann werde ich schließlich selbst als frommer Mensch

dahin kommen können, um der Humanität und der Weltgemeinschaft willen die Mission zurückzustellen. Damit würde sich die Ökumene aber selbst in die Luft sprengen. Keine Bewegung kann sich ökumenisch nennen, die sich nicht für Mission einsetzt. Man kann eher die Ökumene drangeben als die Mission.

# Menschen müssen leben

Vom Brot. Natürlich.

Von Schulen. Gewiß.

Von ärztlicher Fürsorge. Ja.

Aber nicht allein von dem allen.

Fortschritt allein ist kein Leben.

Sonst gälte Marx mehr als Jesus.

In der Welt aber regiert doch das Böse.

Aus dem Herzen kommen arge Gedanken: Mord, Ehebruch . . .

So sagt es Jesus.

Darum brauchen Menschen einen Heiland.

Wenn sie leben wollen.

Wenn sie wirklich leben wollen.

Wenn sie ewig leben wollen.

Und sie brauchen Menschen, die ihnen vom Heiland Jesus sagen.

Sie brauchen Missionare.

In Deutschland und in Neuguinea und in Suriname.

Es werden braune, gelbe, weiße und schwarze Missionare gebraucht.

Missionare, die brennend für Jesus werben. Und brennend lieben.

Denn: Menschen sollen leben.

# Das Beste weitergeben

Almosen sind schrecklich.

Wenn man das Beste für sich behält,  
und nur Brosamen für Bedürftige übrig hat.

Die Brosamen, die vom Tische des Abendlands fallen,  
sind: Maschinen, Bildungsprogramme, Hospitäler.  
Haben wir eigentlich nichts Besseres?

Wissen eigentlich nur Mao und Marx,  
wie die Welt anders werden soll?

Wissen wir nichts Besseres, Verlässlicheres?

Seit Jahrhunderten hat Gott uns Boten des Evangeliums  
geschickt.

Sie haben uns von Jesus gesagt,  
dem man im Leben und im Tod vertrauen kann;

von Jesus, der Schuld vergibt,  
der Leben neu macht, der im Tod festhält,  
der die neue Welt Gottes bringt.

Jesus ist das Beste, das wir haben.

Das soll bekannt werden.

In Köln und Karachi, in Kopenhagen und Kuala-Lumpur.

Die Nachricht von Jesus soll weitergegeben werden  
von Leuten, die Jesus für das Beste halten,  
also von schwarzen und braunen und weißen Missionaren.

Für diese Jesus-Aktion in allen Kontinenten  
sollen brennen die Leute,  
denen Jesus der Wichtigste, der Beste geworden ist.

# Rolf Scheffbuch



„Keine Bewegung kann sich ökumenisch nennen, die sich nicht für Mission einsetzt.“

Jugendpfarrer Rolf Scheffbuch (42), Vorsitzender des württembergischen Synodalausschusses Diakonie-Ökumene-Mission, fragt unerbittlich nach dem Kurs des Weltrates der Kirchen. Als ehemaliger Stipendiat des Weltkirchenrates (USA 1955/56) und als jüngster Delegierter bei der Weltkirchenkonferenz Neu-Delhi 1961 hat er die damalige Arbeit des Weltkirchenrates schätzen gelernt. Aber in den letzten Jahren haben sich Weichenstellungen ereignet, die zu unbequemen Fragen nötigen. „Nicht überall, wo es in der Kirche um Einheit geht, ist der Heilige Geist am Werk.“ Man kann eher die Ökumene drangeben als die Mission!

**TELOS  
Bücher**